

## INHALT

Theodor Müllers Jugendleben in Mecklenburg und Jena / <i>Prof. Karl Robert Pabst</i> . . . . .	7
16 Erzählungen aus dem alten Neustrelitz (1730–1875) und 4 Erzählungen aus der Mutterstadt Alt-Strelitz / <i>Annalise Wagner</i> . . . . .	28
„Rethra“, das lutizische Heiligtum in Mecklenburg / <i>Hans-Joachim Deppe</i> . . . . .	50
Heinrich Tessenow und das Erbe . . . . .	83
Annalise Wagner † . . . . .	86
Ansprache von Pastor Wegener zur Trauerfeier . . . . .	86



Marktplatz in Neustrelitz etwa um 1920

**Alle Rechte vorbehalten**

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten  
Einzelheft 15,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

für den Hauptteil Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder  
3109 Wietze / Wieckenberg, Stechinellstraße 11  
Ruf 0 51 46 / 84 74

für die Vermischten Beiträge Ingenieur Michel Wolfgang Ludewig  
2407 Bad Schwartau, Lindenstraße 64c  
Ruf 04 51 / 2 58 40

Gesamtherstellung: Göttinger Tageblatt GmbH & Co – Druckhaus Göttingen

# Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



---

50. Jg. – Nr. 95

Göttingen

Sommer 1986



Gegenständig Schrift der alten Bünde  
in einem florant.

Th. Müller.

**Anmerkung**

Das voranstehende Portrait hat nach einer von dem hofwyler Lehrer Leopold 1818, in Th. Müller's 29. Lebensjahre ausgeführten Bleistiftzeichnung Herr Dill in Bern, ebenfalls ein hofwyler Kollege, auf Stein gezeichnet. Das Original ist Eigenthum des allbeliebten Volkslieder-Komponisten Prof. Ferd. Huber in St. Gallen, welcher es bei seinem Abgang von Hofwyl von Th. M. zum Geschenk erhielt.

Theodor Müllers  
**Jugendleben**

in  
Mecklenburg und Jena.

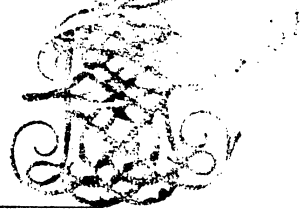
---

Ein  
kulturgegeschichtliches Lebensbild  
aus  
der Zeit der deutschen Knechtung und Befreiung  
mit  
besonderer Rücksicht auf das jenaische Studentenleben  
bis zum Jahre 1815.

---

Von  
**Karl Robert Wabst,**  
Professor an der Hochschule und Rektor der Kantonschule zu Bern.

Mit Th. Müllers Bildniß.



---

**A r a n.**  
Verlagsbuchhandlung von G. R. Sauerländer.  
1861.

„Das ist fürwahr ein Mensch gewesen.“

Goethe

## Vorwort

(gekürzt)

Der Mann, dessen Lebensbild ich hiermit veröffentliche, hat sich nicht durch öffentliche Thaten, weder als Staatsmann oder als Kriegsheld noch als Schriftsteller, weder als Erfinder kulturgeschichtlich wichtiger Maschinen noch als Begründer großartiger und dankbarer Gewerbs- oder Handelsunternehmungen hervorgethan. Fern von dem lauten Getümmel des politischen, literarischen und industriellen Marktes, meistens in der tiefsten Zurückgezogenheit des Privatlebens, hat er sein Leben einem nach der Schätzung unserer materiellen Zeit jedenfalls undankbaren Berufe, der geistigen Bildung und Erziehung der Jugend gewidmet. Aber wenn dieser Beruf schon an und für sich zu den höchsten und segensreichsten gehört, wenn insbesondere eine fast ein halbes Jahrhundert hindurch mit unermüdlichem Eifer, mit den ausgezeichnetsten Fähigkeiten und Kräften fortgesetzte, mit dem reichsten Erfolge gekrönte Ausübung desselben vollen Anspruch auf öffentliche Anerkennung begründet, so verdient schon deshalb das Andenken an Theodor Müller, den Veteranen von Hofwyl, von dankbaren Zeitgenossen auf die Nachkommen fortgepflanzt und sein Name neben denen eines Pestalozzi, Girard, Fellenberg und L. Snell, zunächst in der Schweiz, stetsfort mit Dank genannt zu werden.

Ebenso jung wie der ebenfalls aus dem Norden Deutschlands stammende Heinrich Zschokke und durch keinerlei äußere Nöthigung oder Rücksicht, sondern lediglich durch die Aussicht auf eine freiere und wirksamere Ausübung seines Berufes getrieben, vertauschte er seine erste Heimat Mecklenburg mit der Schweiz. Dieser hat er fast ebenso lang und noch ausschließlicher als jener seine Kräfte zugewendet, und die Schweiz, die Hauptstätte seiner stillen, aber darum nicht minder bedeutenden und gesegneten Thätigkeit, die wahre Heimat seines Geistes, das Vaterland seiner Wahl, darf ihn mit Stolz zu ihren Söhnen zählen . . .

Theodor Müller war der echte Typus eines Deutschen im weitesten Sinne, ein wahrer Universal-Deutscher. Mit dem scharfen und feinen Geiste, dem Verstand und Witz des Norddeutschen verband er die Gemüthlichkeit des Süddeutschen sowie die Gesinnungstüchtigkeit und den praktischen Sinn des Schweizlers. Und dieser seltene Komplex von Grundzügen deutschen Wesens war durchdrungen von einem ungemainen Reichthum individueller Eigenthümlichkeiten, um derentwillen er nicht nur allgemein als ein Sonderling galt, sondern sogar vielen seiner nähern Bekannten und Freunden ein psychologisches Räthsel war. Bei seinem urgermanischen, an Trotz streifenden Unabhängigkeitssinn war er zugleich der hingebendste und nachgiebigste Freund, bei einer außerordentlichen natürlichen Reizbarkeit, welche ihn besonders in seinen jüngeren Jahren nicht selten bis zum Jähzorn fortriß, war er im Grunde die sanfteste, weichste, versöhnlichste und liebevollste Seele von der Welt, der heftigste, hartnäckigste Eiferer oder Spötter und zugleich der mildeste, nachsichtigste Beurtheiler und Richter. Zerfahrenheit und strengste Sammlung seines Geistes zu wissenschaftlicher und pädagogischer Thätigkeit – Verschmähung aller äußern Autorität, unbedingte Freiheit des theologischen Denkens und Forschens und tiefe, lebendige Religiosität – frivoler Schein und heiliger Ernst des Strebens – kynisches Gebaren und Reinheit der Gesinnung – Regellosigkeit und unverbrüchliche Gewissenhaftigkeit in Ausübung seines Berufes – Ungebundenheit und Scheu, Rücksichtslosigkeit und Verlegenheit im geselligen Verkehr – kurz eine Menge zum Theil unverträglich scheinender Gegensätze traten in seinem Leben dicht neben einander hervor. Und trotz alledem war er ein ganzer, scharf und rein ausgeprägter Charakter, innig eins mit sich selbst, fest in sich zusammengeschlossen und abgerundet . . .

Als Volksredner und Volkslehrer ein Heros der Geschichte zu werden, dazu fehlte bei Müller, wenn auch nicht die innere Fähigkeit, doch die Oeffentlichkeit und Größe des Wirkungskreises, welchen er sich frei und nach innigster Ueberzeugung gewählt hatte. Seine Hauptthätigkeit beschränkte sich auf das in engern Kreisen gesprochene Wort. Wie aber könnten öffentliche Redner und Lehrer des Volkes wirken, wenn sie die Geister, auf deren Bildung und Lenkung ihr Wort hingerichtet ist, nicht schon in gewissem Grade vorbereitet fänden? Sprechen wir darum den Männern, welche zunächst in engern Kreisen durch ihr Wort die Geister vorbereitet haben, nicht ihr Verdienst und ihre geschichtliche Bedeutung ab, weil ihre Wirksamkeit eine mehr mittelbare und stille war. Ein solcher Mann war Theodor Müller. „Wer begreift nicht – so ruft Ed. Dürre (a. a. O.) ihm nach – daß er auch in seine jüngern Schüler Keime zu legen wußte, die später in der Welt zu herrlichen Erkenntnißfrüchten führten! Und wie viel Samen muß der Mann, der 67 Jahre alt gestorben, während eines vierzigjährigen Wirkens in die Herzen der Schüler gestreut haben! Es muß sein Lebenstrost gewesen sein, daß er, statt ein berühmter Gelehrter zu werden, wozu er wohl reichliches Zeug hatte, ein wahrhafter „Schulmeister von Gottes Gnaden“ blieb.“

Auch in diesem Sinne, nicht bloß als bewirkt, sondern auch als wirkend, ist Müllers Leben inniger und mehrfacher, als bis jetzt in weitem Kreisen bekannt geworden, in die Geschichte seiner Zeit verflochten. Um so mehr habe ich mich für berechtigt, ja für verpflichtet gehalten, die Darstellung desselben mit der Darstellung allgemeiner Zustände, Bestrebungen und Thaten zu verbinden. Wie lebhaft und thätig Müller an den der Kulturgeschichte angehörigen Bestrebungen und Leistungen Fellenbergs theilgenommen, ist in der Schweiz wenigstens ziemlich allgemein bekannt. Dagegen dürfte es gerade hier zu Lande die meisten Lehrer überraschen, in den ersten Theil seiner Biographie, welcher sein Jugendleben bis zu seinem Eintritt in Hofwyl (1815) enthält, ein Stück Weltgeschichte, eine Skizze nicht nur literar- und kulturgeschichtlicher, sondern auch politischer Zustände und Begebenheiten jener Zeit eingeflochten zu finden. Und doch war dies unentbehrlich zur Verständigung und Verdeutlichung seines Lebens- und Charakterbildes. Müller stand während seiner Universitätsjahre als Mitglied der jenaer Vandalia so recht in der Mitte der geistigen Bewegung, aus welcher die so ungemein lebhaft, wichtige und ruhmvolle Theilnahme der akademischen Jugend Deutschlands an der Befreiung ihres Vaterlandes von der Napoleonischen Gewaltherrschaft und die hieran sich anschließende Stiftung der jenaer und der allgemeinen deutschen Burschenschaft hervorging, und er ist damals als Patriot in ähnlicher Weise wie nachmals zu Hofwyl als Pädagog thätig gewesen . . .

Um den psychologischen Theil meiner Aufgabe zu lösen, mußte ich bis auf die ersten Lebensjahre zurückgehn und namentlich über die Einwirkungen des älterlichen Hauses und der Schule auf den Knaben und angehenden Jüngling mir möglichst volles Licht zu verschaffen suchen. Nur dort waren die Keime zu finden, aus welchen ein so eigenthümlicher, ja absonderlicher Charakter sich entwickeln konnte. Von diesen aber hatte ich anfänglich nur wenige und zum Theil nicht hinlänglich sichere Spuren. Müller selbst war über sein früheres Leben, besonders über die Verhältnisse, in welchen er aufgewachsen war, wenig mittheilsam. Dies hatte seinen Grund nicht nur in der Diskretion, welche er, wenigstens in seinen späteren Jahren, hinsichtlich des Benehmens dritter Personen beobachtete, und in der Bescheidenheit, welche ihn seine Person und sein Leben zu geringfügig erscheinen ließ, sondern auch in der bis zu seinem Ende ungeschwächten Frische und Strebsamkeit des Geistes, welche bei ihm das dem Greisenalter so gewöhnliche Bedürfniß, an der Erinnerung zu zehren, nicht aufkommen ließ. So habe auch ich mit ihm mehr in der Gegenwart und Zukunft als in der Vergangenheit gelebt und ihn um so weniger zu ausführlicheren und zusammenhängenden Mittheilungen über sein Jugendleben drängen mögen, je mehr ich mich an dem erlabte, was er gleichzeitig war und that und anstrebte. Wissenschaftliche und politische Unterhaltungen sowie pädagogische Besprechungen, Entwürfe und Arbeiten füllten neben aesthetischen und gesellschaftlichen Genüssen fast allein die für mich so kostbare Zeit unseres persönlichen Verkehrs aus; von persönlichen



Verhältnissen und Erlebnissen kamen meist nur solche zur Sprache, welche zeitlich nahe lagen. –

Von den an ihn gerichteten Briefen, welche sich sorgfältig nach der Zeitfolge geordnet in seinem Nachlaß vorfanden, reichten zwar mehrere bis in sein siebzehntes Lebensjahr zurück und lieferten verschiedene interessante Beiträge zur Kunde von seinem damaligen Verhalten in der Schule und im Umgang mit Freunden; die Ausbeute war aber doch noch sehr mangelhaft; ich erhielt in manchen Punkten mehr Anregung zu Vermuthungen als sichern Aufschluß, wie ich ihn zur Ausführung meines Planes nöthig hatte. Zwar lernte ich aus Briefen und Stammbuchblättern die Namen mancher Gymnasial- und Universitätsgenossen kennen, deren Mittheilungen, wenn sie nur erhaltlich waren, mir als die zuverlässigsten und ergiebigsten Quellen der Jugendgeschichte Müllers gelten mußten. Wie aber sollte ich bei so weiter Entfernung von seiner alten Heimat zu diesen Quellen gelangen? Wer mochte von den Jugendfreunden dormalen, nach einem halben Jahrhundert, noch leben, und wo mochten sie zu finden sein? – Schon war nach mehreren vergeblichen Nachforschungen meine Hoffnung tief gesunken, als die vorjährige jenaer Jubelfeier mich endlich auf sichere Spuren führte. Zwar war ich selbst leider verhindert, den Festort zu besuchen; aber einer meiner hiesigen Kollegen, Herr Prof. K. Hagen, entsprach aufs bereitwilligste meiner Bitte, dort nach Müllers Jugendfreunden zu forschen. Und seine Bemühungen hatten den gewünschten Erfolg. Durch sie erhielt ich die Adressen des Herrn Pastor Horn zu Badresch in Mecklenburg-Strelitz und des Herrn Pastor J. U. Darjes zur Rethwisch bei Doberan, zweier Studiengenossen und vertrauten Freunde Müllers, welche sich zur Festfeier eingefunden hatten. Zugleich erfuhr ich durch meinen alten Freund und Universitätskameraden W. Kortüm, Domainenrath in Regensburg, dessen Aufenthaltsort mir ebenfalls infolge des jenaer Festes wieder bekannt geworden war, daß Herr Heinrich Saur, welcher als Rathskellerwirth in Friedland 1814 und 1815 sehr lebhaft mit Th. Müller verkehrt hatte, gegenwärtig als Domainenpächter in Klein-Nemerow bei Neubrandenburg lebe. Das waren gerade die Männer, nach deren Zeugniß mich am meisten verlangt hatte; gerade sie mußten mir, nach den hinterlassenen Briefen und Stammbuchblättern zu schließen, die sicherste und vollständigste Auskunft über die verschiedenen Abschnitte in Th. Müllers Jugendleben ertheilen können. Und sie haben es alle redlich gethan, mit einer Bereitwilligkeit und Sorgfalt, welche von der liebevollen Anhänglichkeit an den seit länger als 40 Jahren ihrem Auge entschwundenen Freund ein ebenso rührendes als ihn und sie selbst ehrendes Zeugniß gibt. Die Mittheilungen, welche theils sie selbst aus ihrer eigenen und anderer Freunde Erinnerung, theils durch Herrn Pastor Horns Vermittelung, Frau Adelheid von Rieben auf Galenbek, geborene von Oertzen, eine Schülerin Müllers, und Herr H. von Michael auf Schönhausen bei Woldegk, Müllers Gefährte auf seiner Reise nach Hofwyl im J. 1815, mir gütigst zusandten, setzten mich in den Stand, im März dieses Jahres endlich die Ausführung der Biographie nach dem bezeichneten Plane zu beginnen . . .

Der Versuchung, Müllers Leben auf Kosten der biographischen Treue und Wahrheit zu idealisiren, habe ich den entschlossensten Widerstand entgegengesetzt. Der nähere Zweck meiner Arbeit wird erreicht sein, wenn diejenigen Leser, welche Th. M. persönlich kannten, bezeugen: so war er wirklich. Ich habe den Menschen mit allen seinen Fehlern und Schwächen gezeichnet. Denen gegenüber, welche sich daran ärgern und über Th. Müller oder über seinen Biographen das „Kreuzige“ ausrufen mögen, beruhige ich mich mit dem Ausspruch Ed. Dürre's:

„Theodor Müller war ein sonderbarer, aber ein bedeutender Mensch. Sein Leben klingt theilweise nicht erbaulich und ist doch, wie jedes Menschenleben, ein Gegenstand der Erbauung. Steine liegen genug am Wege; es bedarf nur eines leichten Neigens, um sie wider den Schwachen aufzuheben. Wer sich dazu berufen fühlt, der thu's. Wir andern sagen: Gott sei mir Sünder gnädig! –“

Bern, im Juni 1859.

K. P.

## Erster Abschnitt.

### Das Vaterhaus und die Schule

1790–1810

#### I.

Viktor Bernhard Theodor Müller wurde am 12. November 1790 zu Altstrelitz im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz geboren. Sein Vater, Friedrich Philipp Müller, welcher daselbst seit einer Reihe von Jahren als Schulhalter durch Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen mühselig seinen Lebensunterhalt erworben hatte, verlegte wenige Jahre nach der Geburt des einzigen Kindes seinen Wohnsitz nach Neustrelitz, wo er Notariatsgeschäfte trieb und zugleich die Stelle eines Kopisten in der Kanzlei des Konsistoriums versah. Die Ausübung dieses doppelten Berufes, sowie der Besitz eines Häuschens in der Töpferstraße und eines kleinen Gartens am Ende der Thiergartenstraße sicherte ihm ein für das einfache Leben einer kleinen Familie zwar hinreichendes, aber immerhin sehr bescheidenes Einkommen. Als ein fleißiger und gewissenhafter Arbeiter und als ein Mann von durchaus rechtschaffenem und biederm Charakter erwarb und bewahrte er sich bis zu seinem Ende die Achtung Aller, die ihn kannten.

Theodors Mutter starb leider sehr früh. Er selbst konnte sich ihrer gar nicht erinnern und kannte sie nur aus den Aeußerungen seines Vaters, welcher ihr stetsfort ein liebevolles Andenken bewahrte. Sein liebesbedürftiges Gemüth hat diesen Mangel tief gefühlt, und noch in seinen spätesten Jahren verrieth seine Miene bittere Wehmuth, so oft ihn irgend etwas daran erinnerte, und wenn gar Jemand, gleichviel ob aus Neugierde oder aus tieferer Theilnahme, ihn nach seiner Mutter frug, so konnte er seinen lebhaften Unmuth nur mit Mühe unterdrücken und brach nach seiner Gewohnheit, gerade die schmerzlichsten, tiefsten und zartesten Gefühle in drolliger Form zu äußern, die Unterhaltung mit den Worten ab: „Ich habe gar keine Mutter gehabt; mich hat entweder eine Ostseenymphe geboren oder ein Fischweibchen an den Strand gespieen, weil es wohl spürte, daß sich meine Natur mit dem mütterlichen Elemente nicht vertragen würde.“

Der Vater verheirathete sich, wahrscheinlich bald nach seiner Uebersiedlung nach Neustrelitz wieder mit einer Jungfrau Müller, und als auch diese bald hernach gestorben war, mit deren Schwester, einer Wittwe, welche ihm aus ihrer ersten Ehe eine mit Theodor ziemlich gleichalterige Stieftochter, Dorothea Ehrhardt, zubrachte. Ist er diese spätern Ehen, welche übrigens beide kinderlos blieben, wie es scheint, um seines Sohnes willen eingegangen, so war er sehr übel berathen. Zu einer veredelnden Einwirkung auf die beiden Kinder durch einmüthige und planmäßige Erziehung fehlte den Stiefältern die Weihe einer herzinnigen Liebe sowie einer höhern Geistesbildung. Das reine und volle Glück eines gemüthlichen Familienlebens hat der arme Theodor in dem väterlichen Hause, in welchem er die ersten achtzehn Jahre seines Lebens zubrachte, nicht kennen gelernt, und dieser Umstand hat ohne Zweifel wesentlich zu seiner nachmaligen Abneigung gegen den Ehestand beigetragen.

Ueber das Verhalten der Stiefmutter und der Stiefschwester gegen ihn hat, in spätern Jahren wenigstens, wohl nicht leicht Jemand ihn ausdrücklich klagen hören, aber er wich allen betreffenden Anfragen in sichtbarer Mißstimmung aus, und so edel er auch, wie wir erfahren werden, nach dem Tode seines Vaters gegen dessen Wittve und Stieftochter gehandelt hat, eine tiefere Zuneigung zu ihnen hat er offenbar nie gehegt. Auch gaben sie

ihm gar wenig Grund zu kindlicher und brüderlicher Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Vielmehr wurde von den Stiefmüttern sein Knabenalter arg verkümmert und verbittert. Je kärglicher sie ihm Kleidung und Nahrung zumaßen, desto reichlicher bedachten sie ihn mit Scheltworten, Puffen, Stößen und Schlägen. Erklärlich ist daher, daß man ihn hernach in der Schule kaum tiefer kränken konnte als durch die Anfrage: „mi Ehrharda, was macht die Ehrharda?“

Ueberhaupt war das Hauswesen der Familie Müller in Neustrelitz, in welches der alternde und meist außerhalb des Hauses beschäftigte Vater nicht viel eingreifen konnte und bei dem eben nicht sanften und fügsamen Charakter seiner letzten Ehehälfte auch wohl nicht gern eingreifen mochte, unter deren Leitung übel bestellt und zu Besuchen nichts weniger als einladend. Trat man in das nur ein paar Stübchen und Kämmerchen umschließende Häuslein ein, so wurde man unfehlbar von einem bissigen Möpschen, Nette genannt, angebläfft. Der Freund des Hauses erduldet dies mit der dem Liebling des alten Hausherrn schuldigen Achtung, in der Voraussicht, daß derselbe dafür auf höhern Befehl ein Tänzchen kunstfertig aufführen oder auf das Wort: „Nette, sitz!“ sich gehorsam zur Ruhe niederlassen werde. Gelangte man nach solchem Empfang in die gemeinsame Familienstube, so fand man sich sogleich abgestoßen durch den Mangel an jener Sauberkeit und Ordnung, durch welche auch ein sonst ärmliches Hauswesen gehoben werden kann.

Dies veranlaßte späterhin den Gymnasiasten Theodor zu einem humoristischen Schulaufsatz, welchen er mit denen seiner Kameraden ganz harmlos dem Klassenlehrer überreichte. Nach der Aufgabe sollten „die Freuden des Winters“ geschildert werden. Müller verweilte begreiflicher Weise bei der ihm am meisten bekannten Häuslichkeit und beschrieb die Herrlichkeiten des gemeinsamen Wohnzimmers bei unwiderstehlich eindringendem Schneesturm, knarrenden Fensterläden und klappernden Thüren, bei dem süßen Geruch für ihn unerreichbarer, dampfender und platzender Bratäpfel, sowie anderer ihm ebenso unerbittlich vorenthaltener Leckerbissen im Kamin, auf ebenso ergötzliche als herzliches Mitleid erregende Weise. Der Lehrer las tief gerührt diesen Aufsatz unter schallendem Gelächter der Hörer vor, in welches der sonst sehr ernste Mann zuletzt nicht umhin konnte einzustimmen.

Bei der die ganze Haushaltung erfüllenden Unsauberkeit, an welcher zunächst die Hausmutter Schuld war, dürfen wir uns auch nicht wundern, daß Theodor, als er bereits die Schule besuchte, durch ihre Schuld in Kleidung, Wäsche und Reinlichkeit des Körpers gar unvortheilhaft gegen seine Mitschüler abstach, welche ihm ungewaschene Hände und ungewissen Haarschmuck oft recht nachsichtslos vorwarfen und den zur Zielscheibe ihres Muthwillens erkorenen, verwahrlosten und schwachen Knaben in unbändigen Zweikämpfen mit leichter Hand zu Boden schleuderten.

Um Theodors Kinderjahre vollends zu umdüstern, verhinderte die Herrschaft der Stiefmutter über den schwachen und friedliebenden Vater nicht nur eine zärtliche Bevorzugung von dessen Seite, sondern überhaupt eine freie Aeußerung der natürlichen Gefühle, eine rückhaltslose und liebevolle Hingebung an den einzigen, leiblichen Sohn: auch der Vater zeigte sich nicht von der heitern und gemüthlichen, sondern von der ernsten und finstern Seite, nicht als freundlichen Schützer und Tröster, sondern als strengen Richter und Züchtiger. – Einer der frühesten Auftritte, deren sich Theodor aus dem väterlichen Hause erinnerte, ist eine kleine Tragikomödie. Die Familie hat sich zum Mittagessen niedergesetzt. Vom Tische duftet dem lüsternen Knaben eine selten bis zu ihm gelangende Lieblingspeise, ein frischer Apfelkuchen entgegen. Der Vater beginnt zu beten: „komm', Herr Jesu! sei unser Gast –“ da wird er durch ein herzerreißendes Klagegeschrei des einfältigen Söhnleins unterbrochen: „Der kleine Kuchen langt ja kaum für uns, und nun ladest du gar noch einen Herrn ein; da krieg' ich gewiß wieder nichts!“ Und die Hände des Vaters entfalten sich zu einer unvergeßlichen Ohrfeige.

Nicht minder lebhaft erinnerte sich Theodor Müller noch in seiner letzten Lebenszeit des folgenden Straffalles. Etwa zwölf Jahre alt sollte er nach älterer Verfügung mit mehreren

gleichalterigen Knaben und Mädchen bei einem französischen Tanzmeister Unterricht nehmen. Was die Stiefmutter bewogen haben mag, die Kosten dafür gutzuheißen, ist nicht bekannt geworden – vielleicht geschah es mit Rücksicht auf die Tochter – so viel aber ist gewiß, daß Theodor gleich in der ersten Stunde von einem unüberwindlichen Widerwillen gegen diese „affenschänderische Menschenabrichtung“ ergriffen wurde und seinem Vater rund heraus erklärte, er könne und möge nicht tanzen lernen; es sei an einer Nette im Hause genug. Für diesen unerhörten Trotz vom Vater mit der Gerte aus dem Hause gejagt, trieb er sich, statt seinen Weg zum Tanzmeister zu nehmen, heimlich in Schnee und Frost außerhalb der Stadt herum. Nach diesem ersten Verzweigungsschritte zog's ihn unaufhaltsam weiter auf dem Wege des Ungehorsams. Mit jeder neuen Versäumnis fiel ihm der Muth, seine Schuld zu bekennen und um Verzeihung und Erlösung zu bitten in demselben Grade, in welchem seine Furcht vor der härtesten Züchtigung stieg. Und als ihm nach einigen Wochen der Vater zu Händen des Tanzmeisters das Geld für den Unterricht übergab, da steigerte sich die Furcht zum Grausen; zugleich aber schloß die Empörung über den ihm angethanen Zwang einen heillosen Bund mit der Lüsternheit, welche durch den Anblick versagter oder nur sehr spärlich vergönnter Leckerbissen bis zu einem wahren Heißhunger herangewachsen war. Dem vereinten Andrang so gewaltiger Dämonen vermochte der schwache Knabe nicht zu widerstehen. Das Geld, welches er nicht zurückzuweisen gewagt hatte, brannte ihm in Hand und Tasche, und er entledigte sich dieses klingenden Zeugen seiner Schuld – in einem Zuckerbäckerladen. Die ärgste Frevelthat seiner Kindheit war vollbracht; Scham und Reue folgten ihr auf dem Fuße, vermochten aber nicht von seinem Rücken die Gertenstreich abzuwenden, welche ihm nach der baldigen Entdeckung der ganzen Sündenreihe zahlreicher und nachdrücklicher als je zuvor zufielen.

Dieser Vorfall blieb aber nicht ohne gute Folgen. Nicht nur, daß Theodorchen, den es nicht gelüstete, einen solchen Sündenprozeß innerlich und äußerlich zum zweitenmal durchzumachen, von nun an seinem Vater um so strenger Gehorsam leistete: der Vater selbst scheint bei jener Gelegenheit etwas stutzig und an der Trefflichkeit seiner bisherigen Erziehungsmethode zum erstenmal irre geworden zu sein; wenigstens nahm er von da an in Betreff der Gegenstände und der Weise seiner Beschäftigung mehr Rücksicht auf die Wünsche und Neigungen des Knaben und ließ ihn, so weit dies ohne Beeinträchtigung seines väterlichen Ansehens anging, etwas mehr seinem Kopfe folgen. In der That hatte er es immer herzlich gut mit ihm gemeint, und seiner Strenge lag, abgesehen von dem Einfluß der Stiefmutter, das eifrige Streben zu Grunde, die frühe zu Tage getretenen geistigen Fähigkeiten des Knaben möglichst zu entwickeln, „einen tüchtigen Arbeiter und rechtschaffenen Gelehrten“ aus ihm zu machen. Theodor selbst erkannte dies mit den Jahren immer mehr an, und er sprach von seinem Vater immer nur mit der aufrichtigsten Dankbarkeit und Achtung.

Das pedantisch rauhe Verfahren aber, welches dieser selbst noch gegen den angehenden Jüngling beobachtete, war um so weniger am Ort, da Theodor bei aller natürlichen Reizbarkeit und Lebhaftigkeit im Grunde zugleich ungemein weich und gutherzig und für jeden freundlichen und herzlichen Zuspruch höchst empfänglich, überdies von Körper schwächlich und von äußerst zarter Nervenbeschaffenheit war.

Die nachtheiligen Folgen einer so übeln Behandlung, wie Theodor sie als Knabe zu erdulden hatte, konnten nicht ausbleiben. Die väterliche Strenge, die Lieblosigkeit, parteiische Zurücksetzung und Verwahrlosung von Seiten der Mutter, die Spötereien und Mißhandlungen, welche er von seinen Kameraden erfuhr, alles das zusammen erweckte und nährte in ihm ein verlegenes, scheues und ängstliches Wesen, welches er, wenigstens innerhalb gewisser Lebenskreise, nie völlig überwunden hat und welches zu seiner gleichzeitig nach andern Seiten hin hervortretenden Ungebundenheit und Rücksichtslosigkeit einen wunderlichen Kontrast, ja einen scheinbaren Widerspruch bildete. Schon im zartesten Knabenalter entwickelte sich in ihm ein Hang zur Einsamkeit und zur Einkehr bei sich selbst, und während seine Altersgenossen sich lustigen und lärmenden, zugleich den

Körper kräftigenden Spielen im Freien hingaben, schloß er sich am liebsten zu sinnigen Betrachtungen in das stille Dachstübchen seines älterlichen Hauses ein. Je mehr er zum Jüngling heranreifte und je tiefer er in das Leben des Menschen hineinblickte, desto mehr gewann er ein zurückgezogenes Leben lieb. Seine früh erwachte geistige Regsamkeit fesselte ihn bei der Einförmigkeit und Widerwärtigkeit des äußern Lebens sogleich an geistige Arbeiten, auf welche theils die Schule, theils ein angeborener Trieb ihn hinleitete. So selten sein leiblicher Hunger volle Befriedigung fand, so unablässig und begierig suchte er seinen Hunger nach geistiger Nahrung besonders durch Bücher zu stillen, wo er irgend deren habhaft werden konnte, und er trieb solche Beschäftigungen um so eifriger und mit desto größerem Erfolg, da seine das gewöhnliche Maß überragenden geistigen Fähigkeiten ihn die mannichfachen Hindernisse, welche die beschränkte und unordentliche Häuslichkeit ihm entgegenstellte, leicht überwinden ließen. So weit bei dieser Lebensweise seine körperliche Entwicklung hinter seinem Alter zurückblieb, so weit war bald seine geistige Entwicklung diesem voraus, und so kam es, daß er in der Schule fast von Anbeginn solche Knaben zu Genossen erhielt, über welche er, obgleich jünger an Jahren, bei rascherer Auffassung der Unterrichtsgegenstände in Kenntnissen hervorragte.

## II.

Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielt Theodor von seinem Vater. Da aber dieser durch seine Kanzlearbeiten sich bald verhindert sah, einer solchen Beschäftigung mit dem Sohne die erforderliche Zeit zu widmen, so übergab er ihn einem Lehrer, welcher auf eigene Gefahr hin und ohne beaufsichtigende Behörde eine sogenannte Klippschule hielt, wie es deren in Neustrelitz damals mehrere gab. Der Schulhalter war zugleich Musiker in der fürstlichen Kapelle, seine pädagogische Bildung ganz nach dem damaligen Zuschnitt. Von einem Pestalozzi hatte er erst ganz fern munkeln hören, und was ihm für die geistige Bildung seiner Schüler an gründlicher und zweckmäßiger Methode mangelte, das suchte er in moralischer Beziehung durch eine strenge Disziplin zu ersetzen. Das zur Zeit des siebenjährigen Krieges zur vollsten Blüthe entwickelte Fuchtelregiment hatte von Preußen her seinen glorreichen Einzug auch in Mecklenburg gehalten. Im bürgerlichen wie im militärischen Leben hatte es sich festgesetzt und schnell eine erst in unserer jüngsten Zeit wieder begreiflich gewordene Anerkennung erworben: wie hätte es sich nicht auch über das Schulwesen ausdehnen sollen? – Da mußte denn der arme Theodor wiederum an eigener Haut recht derbe Erfahrungen machen. Mit dem Lesen zwar ging's vortrefflich – das hatte er schon bei seinem Vater wunderrasch wie ein Spiel gelernt –; auch mit dem Rechnen ging's nicht übel; aber wenn er schon von dem langsamen und feierlichen Schreiben nicht viel wissen wollte, so war ihm das Auswendiglernen und Hersagen des Katechismus vollends zuwider. Er habe sich, sagte er noch in späteren Jahren, nur zu oft gar nichts Rechtes dabei denken können; gewisse Vorstellungen seien an gewissen Stellen allerdings in ihm aufgetaucht, und zwar recht lebendige; aber die seien dann ihm selbst lächerlich oder widerwärtig oder gar gottlos vorgekommen. Dazu kam sein ungemein lebhaftes und reizbares Temperament, eine prickelnde Ungeduld bei langweiligen Gegenständen, und was vielleicht das Schlimmste war, der nur zu erklärliche Mangel an Ordnung und Pünktlichkeit. Hatte er nun seinen Katechismus nicht wörtlich und genau nach der Aufgabe gelernt, so mußte er auf Erbsen oder Steinchen, welche letztern er mühsam und traurig an den Gestaden des nahen Fließbachbruches aufgesammelt hatte, an der Pforte des Schulzimmers niederknien und eine große, mit metallenen Beschlägen und Klammern versehene Bibel über dem Kopfe halten. Damit nicht genug. Nach Verlauf dieser „Züchtigung in der Barberei“ wurde ihm mit Hilfe eines kräftigen Kommilitonen die Weste gesträmmt, und er mußte seinen Buckel einer genau bestimmten Anzahl von Ruthenhieben darbieten, und damit er sich ja eine recht Verbissenheit angewöhne, möglichst der Drohung Gehör geben: wenn er seinen Schmerz verlauten lasse, so werde er die Zahl der Hiebe noch vermehrt fühlen. Die Ruthen hatte überdies der Sträfling eigenhändig in einem herzoglihen Gehölze, der Schloßkoppel, vorher zu schneiden und zuzurichten.

Wurden so Leib und Seele allerdings eigenthümlich abgehärtet, so suchte der Lehrer der hierdurch zugleich anwachsenden Rohheit der Pflegebefohlenen auf nicht minder eigenthümliche Weise, nicht sowohl durch lange moralisirende Reden als durch eine kurze praktische Verfügung entgegenzuwirken und bei den oft der Reihe nach unter allgemeinem Toben Gezüchtigten die für das residenzliche Fein- und Gebücktleben einst unentbehrliche Höflichkeit auszubilden. So oft er nämlich im bunten, mit den Blumen der Hoffnung und der Freude durchwirkten Schlafrock, den Scepter der Meisterschaft in der Rechten, das Lehrbuch in der Linken, die gethürmte, betroddele Schlafmütze auf dem Haupte, ein sehr kunstgerecht produziertes Niesen in die dumpfe Schulluft hinausgeschleudert hatte, mußte das gesammte Schülerpersonal a tempo aufspringen und unisono ein zwar vernehmliches, doch demüthiges: „Herr, Sie haben geneset!“ bei tiefer Verbeugung erschallen lassen. Der also Geehrte zog nun freilich mit vornehmer Herablassung die saubere Troddelmütze und sprach: „Ich danke für die gütige Bemerkung“; doch ging eine solche Haupt- und Staatsaktion selten vorüber, ohne daß dabei einige unbereite Zungen und zaudernde Rücken durch doppeltes Erlernen und Hersagen oder auch wohl durch außerordentliche Scepterhiebe zu rascherer Höflichkeitspflege angeleitet wurden. Zu diesen gehörte denn nicht am seltensten der unkultivierte und von einem natürlichen Widerwillen gegen alle Dressur erfüllte Sohn Schreibmüllers, wie Theodor vulgo genannt wurde.

So war in Betreff der persönlichen Behandlung und der damit verbundenen Gemüthsstimmung der arme Knabe auch hier nicht besser dran als im älterlichen Hause. Glücklicher Weise aber hatte er es im Lesen, Schreiben, Rechnen und Katechismus-Hersagen, welches Alles mit lärmendem Wetteifer unter unablässigem Fortrücken zum Primus und wieder hinab bis zum Ulx (Ultimus) betrieben wurde, im zwölften Lebensjahre so weit gebracht, daß er nach längerer Behauptung der vordersten Klippschulbank in die öffentliche, sogenannte große Schule vorrückte.

### III.

Diese hatte in dem Umfang und auf der Stufe, auf welcher sie sich zur Zeit von Th. Müllers Eintritt befand, noch gar nicht lange bestanden. Neustrelitz war vom Jahr 1730 an, wo es sich nach dem Brande des herzoglichen Residenzschlosses zu Strelitz allmählich um ein kaum eine halbe Stunde entferntes Jagdschloß zu Gliencke gesammelt hatte, in stetem Anwachsen begriffen. Demgemäß ging die Einrichtung und Erweiterung der Schulen auch nur allmählich von Statten, und rascher erst seit 1794, als der durch Kraft, Einsicht und ächte Humanität gleich ausgezeichnete Herzog Karl Ludwig Friedrich (geb. 1741), der ehrwürdige Vater der Königin Louise von Preußen, der jedem ächt deutschen Herzen unvergeßlichen Gemahlin Friedrich Wilhelms III., die seit Jahren nur locker und lässig geführten Zügel der Regierung ergriff und durch energische Maßregeln die zerrütteten Finanzen des Landes ordnete und emporhob. Mit unermüdlichem Eifer nach allen Seiten hin für Belebung der Wissenschaft und der Kunst gleichwie des Handels und der Gewerbe thätig, rief er auch für seine Residenz tüchtige, geistvolle und hochgebildete Männer herbei, welche die genannte „große Schule“, Anfangs nur eine höhere Bürger- oder Realschule, mit einer neuen Abtheilung für solche junge Leute verbinden sollten, die sich Universitätsstudien zu widmen gedächten. Unter der Leitung des ersten Lehrers, Visbeck, welcher seine Schulbildung in Winkelmanns Geburtsort Stendal erhalten und dann in Halle gründliche theologische, philologische und philosophische Studien gemacht hatte, eines Mannes von tiefem Gemüth und ausgezeichneten Geistesgaben, hob sich die neue Anstalt, das später sogenannte Gymnasium Carolinum, bald zu einer solchen Höhe, daß die angesehensten adeligen Familien, welche den herzoglichen Hof umgaben, ihre Söhne, deren Unterweisung bis dahin zunächst von Hauslehrern betrieben worden war, derselben übergaben und es sich herausstellte, daß sie nicht minder gut zu den höhern Studien vorbereitet wurden, als in den seit langen Jahren bestehenden Gelehrtenschulen zu Friedland und Neubrandenburg. – In der literarischen Welt ist Visbeck nur einmal hervorgetreten, als Verehrer der kritischen

Philosophie, welche er 1794 nach Reinholds Auffassung gegen die Angriffe des Aeneside-  
mus (Ernst Schulze, 1792) in Schutz nahm. Er lebte und webte eben ganz in seiner Schule, in  
der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung der Jugend, für die er ein ächtes Lehrerherz  
hatte. Wie er alles Niedrige, Gemeine und Schlechte in tiefster Seele verabscheute, so suchte  
er es auch aufs eifrigste und sorglichste von seinen Pflinglingen abzuwehren. Das Studium  
der Philosophie und der Mathematik, des klassischen Alterthums und der Geschichte  
betrieb er mit der Begeisterung eines „Schulmeisters von Gottes Gnaden.“ Sein Vortrag war  
lebendig und schwungvoll, und wenn er auch durch Mangel an Maß und an Ruhepunkten  
langsame, bequeme und unbeholfene Geister wohl hie und da niederdrücken und  
entmuthigen mochte, so wirkte er doch um so segensvoller und nachhaltiger auf diejenigen  
Schüler, welche ihm strenge Aufmerksamkeit zuwandten und mit Lust und Liebe darin  
ausharrten. Um solche, durch geistige Regsamkeit sich auszeichnende Schüler bemühte sich  
Visbeck mit der liebevollsten Sorge, während die Trägen nicht selten mit den langen,  
knöchernen Fingern seiner Linken oder auch wohl mit dem Cicero regalirt und angetrieben  
wurden. Die Letztern benahmen sich freilich oft recht unartig in seiner Klasse und störten  
den Unterricht durch Nöthigung zu Untersuchungen, welche um so langwieriger und  
ärgerlicher zu werden pflegten, da Visbeck sehr kurzichtig war und ohnehin im Feuer des  
Vortrags der Dinge um sich her wenig achtete. Diesem Uebel zu steuern verfiel einer seiner  
schärfer sehenden und beobachtenden Kollegen auf ein jedenfalls wohlgemeintes und auch  
nicht erfolgloses Mittel. Er bohrte durch die Thüre zwischen seinem und Visbecks  
Klassenzimmer ein Löchlein, durch welches er, sobald es jenseits unruhig wurde, die  
Schuldigen herausforschte. Diese wurden dann nach dem Ausgang der Stunde ohne  
Weiteres vor sein strenges Gericht gezogen und „nach preußischer Manier“, wie es hieß,  
d. h. mit dem Röhrchen nachdrücklich gezüchtigt. Solche Ungehörigkeiten thaten übrigens  
Visbecks Ansehen und Wirksamkeit keinen wesentlichen Abbruch, und durch die thätige  
Mitwirkung zweier trefflichen Kollegen, Horns und K. Müllers, sowie durch den mittelbaren  
Einfluß von fünf bis sechs Kandidaten der Theologie, welche gleichzeitig als Privatlehrer in  
adeligen Häusern thätig waren, bildete er sich bald eine Classis selecta von zehn bis zwölf  
Schülern, mit welchen er die höhern Gymnasialstudien so recht nach Herzenslust und mit  
ausgezeichnetem Erfolge betrieb.

Dieser Selektta sollte nun auch unser Theodor zusteuern; aber ohne das entschiedene  
Einschreiten des Vaters wäre er gleich Anfangs beinahe in ein abweichendes Fahrwasser  
gerathen. Dem lebhaften und ungeduldigen Knaben wollte nämlich der nach dem „kleinen  
Bröder“ ertheilte, dürre und pedantisch strenge Unterricht in den Elementen der  
lateinischen Grammatik, deren eigentlicher Zweck und Nutzen ihm nicht einleuchtete, gar  
nicht munden. Ganz besonders ärgerte ihn die dritte Deklination mit ihren endlosen und  
unverantwortlichen Ausnahmen, deren keine ihm sowie manchem Kameraden ohne  
zahlreiche Ohrfeigen und sonstige Hiebe in den Kopf zu bringen war. Als er aber seinem  
Vater erklärte, er möge das Ding nicht weiter treiben, wurde dieser, welcher zwar von dem  
Latein spottwenig verstand, aber einen desto gewaltigern Respekt davor hatte, sehr unwillig  
und schärfte ihm den Vortheil und die Nothwendigkeit dieser Sprache mit den Worten ein:  
„Das Latein ist eine sehr brauchbare Sache; denn man lernt casum ponere. Verstehst du  
mich?“ Der brave Alte hatte freilich einen ganz besondern Grund, gerade hierauf das  
Hauptgewicht zu legen, denn als guter Plattdeutscher verwechselte er regelmäßig Dativ und  
Akkusativ. Ueberhaupt rechnete er darauf, daß ihm sein gescheidtes Söhnlein recht bald das  
eben nicht mustergültige Deutsch in seinen Skripturen berichtigen solle. Diese Erwartung ist  
denn auch ebenso richtig in Erfüllung gegangen wie die wohl nicht durchaus wunderbare  
Prophezeiung eines alten Hausfreundes, „der kleine Theodor werde noch einmal ein sehr  
geschickter und nützlicher Mann werden.“

Dieser Prophezeiung hatte freilich der Vater eine geraume Zeit hindurch keinen  
Glauben schenken wollen, weil es mit dem Schönschreiben, auf welches er ihn als auf eine  
„feine Kunst“ wohl zu früh und allzustrenge hingewiesen, nicht recht gehen wollte. Auch

auf der großen Schule muthete unsern Theodor der Unterricht in dieser Kunst, welcher mit einer pedantischen Förmlichkeit betrieben wurde, gar nicht an; ja er bekam dagegen allmählich einen solchen Widerwillen, daß er später als Hauslehrer das Schönschreiben in die Reihe der Strafmittel stellte. Ebenso wollte er von dem Zeichnen, welches eben nicht über das Kopieren hinausging, auf der Schule nichts wissen. Auch im Französischen brachte er's nicht weit. Hieran war freilich zunächst der von einem ganz ungeschickten Lehrer ertheilte, im Frühling fast beständig durch aufburrende Maikäfer, in andern Jahreszeiten durch andern Muthwillen unterbrochene Schulunterricht Schuld; hier konnte nur durch gleichzeitig mitwirkenden Privatunterricht einiger Erfolg erzielt werden, ein Mittel, welches unsern Theodor in seiner ärmlichen Lage nicht zu Gebote stand. Freilich suchte er, die Nützlichkeit der Kenntniß dieser Sprache wohl einsehend, sich durch häusliche Lektüre nachzuhelfen und stellte zu demselben Zwecke, wie er sich wenigstens eine Zeit lang einredete, späterhin selbst häufige Wanderungen nach einem benachbarten Dorfe G\*, zu einem ihm verwandten Amtmann R\* an, welcher für seine Töchter eine französische Gouvernante hielt. Es bleibt aber zweifelhaft, ob die von dieser ihm ertheilte Unterweisung, welche er allerdings freundlichst entgegennahm, oder die Unterhaltung mit ihren Schülerinnen ihn stärker dorthin gezogen habe. Jedenfalls konnte er für die französische Sprache nie ein rechtes Herz fassen, um so weniger, je früher und lebhafter das Interesse an dem politischen Geschick seines Vaterlandes in ihm erwachte und je eifriger und ernster er sich mit der Zeit dem Studium der Meisterwerke des griechischen und römischen Alterthums zuwandte.

Nachdem nämlich des Vaters Machtspruch den elfjährigen Gymnasiasten wieder der lateinischen Sprache zugewandt und die früher noch zu Hause als in der Schule begonnene Lektur historischer Anekdoten und sinnreicher Aussprüche bedeutender Männer (Apophthegmata) seinen Widerwillen in entschiedene Vorliebe verwandelt hatte, ging's in diesem Fache mit Riesenschritten vorwärts, und da Theodor außerdem im Griechischen sowie in der Mathematik, welche nach seiner Versicherung vortrefflich gelehrt wurde, mit nicht geringerm Erfolge thätig war, so brachte er es schon in seinem fünfzehnten Jahre dahin, daß er in Visbecks, Selektas aufgenommen wurde.

#### IV.

Von da an schoß der Wissenstrieb, welcher von jeher in ihm gelebt hatte, vollends in den Halm. Und zwar nahmen seine wissenschaftlichen Bestrebungen nunmehr immer entschiedener das Gepräge einer für sein Alter ungewöhnlichen Selbständigkeit an, wozu außer seiner natürlichen Geistesanlage nicht wenig der Umstand beitragen mochte, daß sich für ihn nicht wie für die meisten seiner Mitschüler der lehrende Mund auch außerhalb der Schule öffnete, ja daß er zu Hause statt aller Nachhülfe nur Abhaltungen und Störungen fand. Die erste und stärkste Anregung zu seinen fernern Studien, sowie die feste Grundlage seines Wissens und Urtheilens hatte er freilich den oben genannten Gymnasiallehrern zu verdanken, deren Unterricht er mit dem regsten Eifer in sich aufnahm: namentlich bildete zunächst Visbeck seinen Geschmack an mathematischen, philologischen und historischen Studien und förderte späterhin K. Müller, gleichfalls begeisterter Kantianer und Verehrer Niemeyers, durch seine in reiner, edler und lebensvoller Sprache gehaltenen Vorträge ungemein Theodors moralisch-religiöse Entwicklung. Auch war er unter Visbecks Schülern bald einer der tüchtigsten in der Lösung schwieriger geometrischer und algebraischer Aufgaben und ragte aus der Zahl seiner Griechen, Lateiner und Geschichtskundigen mächtig hervor. Aber seinem ungestümen Wissensdrange konnten die gewöhnlichen Gegenstände des Gymnasial-Unterrichtes nicht genügen; nach den verschiedensten Richtungen hin trieb es seinen Geist in endlose Weiten hinaus, und er trachtete auf eigene Hand die Kenntnisse zu erwerben, zu welchen ihm die öffentlichen Lehrstunden mit ihren festbegrenzten Aufgaben nicht verhelfen konnten. Die aus jener Zeit stammenden Briefe von Lehrern und Freunden, welche sich in seinem Nachlaß vorgefunden haben, geben



bereits Zeugniß von dem Streben nach einem möglichst vielseitigen Wissen, welches ihn sein ganzes Leben hindurch beseelt hat und in auffallender Weise gerade in den letzten Monaten vor seinem Tode mit erneuter Kraft hervorgebrochen ist. Da finden wir den kaum sechszehnjährigen Jüngling nicht nur „in den Werken der lieben Alten verloren“ und mit den Hauptwerken der deutschen Nationalliteratur vertraut, bald für Göthe und Schiller, bald für die neuen Romantiker schwärmend; bald in das Studium Shakspeare's vertieft: angeregt einerseits durch Schleiermacher, anderseits durch die deutschen Mystiker bis auf Jakob Böhme, wagt er sich keck an die höchsten Probleme der Theologie und Philosophie, und ein unendliches Sehnen zieht ihn zur Betrachtung des gestirnten Himmels, ob er dem etwa die Geheimnisse des Weltgeistes ablauschen könne.

Alle diese Beschäftigungen aber trieb er in der ungebundensten Weise, aller Schranken methodischer Regelung spottend. Was irgend durch Schwierigkeit seinen Verstand, durch Schönheit seine Phantasie reizte oder durch sittliche Hohheit und Reinheit zu seinem empfindsamen Herzen sprach, das ergriff er jeweilen mit einer oft zu leidenschaftlichem Ungestüm sich steigernden Begeisterung, welche ihn zeitweise alle übrigen Gegenstände vernachlässigen oder vergessen ließ und es ihm, freilich zuweilen der Schulordnung zum Trotz und häufiger noch auf Kosten seiner ohnehin schwachen Gesundheit, möglich machte, alle Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellten, in erstaunlich kurzer Zeit zu überwinden. Entschieden bis zur Hartnäckigkeit setzte er Alles an die Erreichung seines Zieles und er ließ nicht eher nach, als bis sein erster Drang völlig gestillt oder durch einen neuen stärkern Geistesdrang überwältigt oder durch völlige Erschöpfung seiner Kräfte zur Ruhe verwiesen war.

Dies Letztere begegnete ihm denn um so leichter, da er sich nicht selten zu verfrühten oder riesenhaften, selbst ein außerordentliches Kraftmaß überschreitenden Entwürfen hinreißen ließ. So vermaß er sich einmal, nachdem er den ganzen Anakreon in wenigen Tagen mit Leichtigkeit seinem Gedächtniß eingepägt hatte, den ganzen Homer verbotenus (wortreich) auswendig lernen zu wollen. Diesen Gedanken mußte er begreiflicher Weise nach einiger Zeit aufgeben; eine derartige Niederlage aber konnte ihn wenigstens für die Dauer nicht entmuthigen oder in der Weise und dem Eifer seines Strebens irre machen; dafür war ihm unausgesetzte geistige Thätigkeit bereits zu sehr Bedürfniß. Hatte er an dem einen Gegenstande so recht eigentlich seine Lust gebüßt oder hatte sich nach Erzwingung des Verständnisses oder durch Ersättigung im Genuß der Reiz desselben so ermäßigt, daß ein anderer Gegenstand einen stärkern Reiz auf ihn ausübte, was bei seinem offenen Sinn für Wissenschaft und Poesie nie lange auf sich warten ließ: so warf er sich auf diesen mit derselben Energie, welche er auf jenen verwandt hatte, der nunmehr auf kürzere oder längere Zeit in den Hintergrund gestellt oder aus den Traktanden gestrichen wurde. Von einer eigentlichen Wahl war dabei oft gar nicht die Rede: der Wechsel des Gegenstandes wurde nicht selten durch den Zufall oder durch unwillkürliche Ideenassoziation herbeigeführt, manchmal aber auch durch das Streben nach Vollständigkeit und Gründlichkeit, indem er von einer Hauptwissenschaft auf eine Hülfswissenschaft, von einem sich ihm fertig anbietenden Resultat auf dessen Voraussetzungen zurückzugehen sich gedrungen fühlte. Dabei kam es denn wohl vor, daß sich die Einschachtelung eines Studiums in das andere in ähnlicher Weise fortsetzte, wie bei Ariosto die Einschachtelung einer Episode in die andere, und er zuletzt auf die Mittel eine ungebührliche Sorgfalt und Zeit verwendete und den ursprünglichen Zweck darüber aus den Augen verlor. Zeitweise, wenn er ein strengeres Studium bis zur Erschöpfung getrieben hatte, schwärmte er, der Biene gleich, von einer wissenschaftlichen oder poetischen Blüte zur andern und sog daraus die süßesten Säfte nach Herzenslust, bis er sich plötzlich wieder zur eifrigsten und ausschließlichen Durchforschung eines recht schwierigen Gegenstandes zusammenraffte.

Wenn er sich auf diese Weise einen für sein Alter allerdings ungewöhnlich reichen Schatz an Kenntnissen erwarb, so fehlte es demselben doch bei der Maß- und Planlosigkeit, womit er dabei verfuhr, gar sehr an Ordnung und Zusammenhang; in dieser Hinsicht war

damals sein Geist wohl nicht viel besser bestellt als das ihm täglich vor Augen stehende älterliche Hauswesen, dessen nachtheiliger Einfluß sich auch hier nicht verkennen läßt. Das Gute aber hatte schon sein damaliges Vielwissen, daß es gänzlich frei war von jener hohlen und unfruchtbaren Gelehrsamkeit, welche die Ausgeburts geistiger Armut, Seichtigkeit und Eitelkeit zu sein pflegt. Theodor war von frühester Jugend auf – und in diesem Betracht hat das Vaterhaus jedenfalls nicht nachtheilig auf ihn eingewirkt – der entschiedenste Feind und Verächter alles prunkenden Scheines, und sein gesunder Sinn ließ ihn überall sogleich die Kerne von der Spreu unterscheiden, auch ehe er sich darüber bestimmte Rechenenschaft geben konnte. Nur nahrhafte, Verstand, Phantasie und Gemüth bildende Geisteskost konnte ihm für die Dauer munden und ihn zur Thätigkeit reizen; wo er aber einmal solche zu finden glaubte, da ließ er sich's auch nicht verdrießen, nöthigen Falls um den Preis einer nur durch anhaltenden Fleiß zu erwerbenden Gelehrsamkeit sie sich anzueignen; da scheute er keine Mühe und keine Zeit, ja selbst nicht das ihm so spärlich zugemessene Geld, „die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt“; da schreckte ihn kein schweinslederner Einband und keine metallene Klammer, kein Staub und kein Gewicht ab, die ältesten Schmöcker herbeizuschleppen und zu durchwühlen. So kam es, daß man ihn nicht selten in der Schule vermißte, auf näheres Erfragen aber in der Giebelstube des väterlichen Hauses auf dem Fußboden umherkriechen sah, rings umgeben von bunt durcheinander liegenden Duodez-, Oktav-, Quart- und Folio-Bänden aus den verschiedensten Jahrhunderten. Solche Schulversäumnisse wurden von den Lehrern ausnahmsweise ihm nachgesehen, um so mehr, da sie wußten, daß er oft seinem kränkelnden und vielbeschäftigten Vater im Abschreiben der Akten behülflich sein mußte. Dieser Arbeit unterzog er sich zwar jederzeit mit kindlichem Gehorsam willig und ohne zu murren; weil ihm aber diese wie jede rein mechanische Arbeit – denn der Inhalt der Akten ließ seinen ideal strebenden Geist gänzlich unbewegt – in den Tod zuwider war, so versüßte er sie sich dadurch, daß er sich einen seiner Lieblingsklassiker, namentlich Homer, Plato, Horaz oder Tacitus neben die Akten legte und während er diese, und zwar fehlerlos, kopirte, sich mit seinem Geiste ganz in jene vertiefte.

Dies blieb in die Länge nicht unbekannt, und während es als auffallender Beweis seiner geistigen Energie und Beweglichkeit angesehen wurde, erwarb es ihm zugleich nach vielen Seiten hin rege Theilnahme und Achtung. Seitdem beeiferten sich Lehrer und Mitschüler, dem armen, gedrückten Schreiberssohn freundlich entgegenzukommen und aufzuhelfen. Visbeck, der ihn um seiner geistigen Regsamkeit und seiner ausgezeichneten Leistungen willen sehr bald in die Reihe seiner Lieblinge erhoben hatte, ließ ihn jetzt vollends nicht aus den Augen und verdoppelte seine Sorge um ihn; er versah ihn zur Unterstützung seines Privatstudiums mit Büchern aller Art und unterhielt sich auch außerhalb der Schule mit ihm viel und stets in ebenso gemüthlicher als belehrender Weise, wobei er sein oft wunderliches, exzentrisches Gebaren und seine theils bewußten, theils unbewußten Verstöße gegen die gewöhnlichen Formen des geselligen Verkehrs gern übersah. Auch die übrigen Lehrer behandelten ihn mit gleicher Theilnahme und Nachsicht, namentlich K. Müller, welcher 1806 nach Horns Eintritt in das Pfarramt zu Alt-Käbelich zweiter Lehrer geworden war, wogegen der geistreiche und hochgebildete Kämpfer in seine Stelle einrückte und den jungen Philologen Corty zum Hilfslehrer beigelegt erhielt. Wahrhaft herzerhebend ist die Anhänglichkeit, welche jener geist- und gemüthvolle Lehrer seinem gleichnamigen Schüler auch nach dessen Abgang vom Gymnasium stetsfort bewiesen hat und von welcher eine Anzahl treu bis zum Tode aufbewahrter Briefe das sprechendste Zeugniß gibt. Der späteste, welcher sich vorgefunden hat, ist 1827 von Stargard aus geschrieben, wo Müller seit 1821 als Präpositus die Schulen des Landes zu verbessern und zu heben mit dem heiligsten Eifer bemüht war. Wir werden dem trefflichen Manne noch wiederholt als dem getreuen Mentor seines jungen Freundes begegnen, der von ihm bis in die tiefsten Falten seines Herzens durchschaut wurde.

Mit der lebhaftesten Dankbarkeit und dem vollsten Vertrauen erwiderte Theodor das ihm von seinen Lehrern und von allen bessern Mitschülern bewiesene Wohlwollen. Daß die

Letztern ihn nunmehr bei immer wachsender Anerkennung seiner trefflichen Eigenschaften eifrig aufsuchten, trösteten, ermuthigten und gegen fernere Unbill kräftigst schützten, das war mehr als Balsam auf die Wunden des so lange fast von allen Seiten her verwehrten, verachteten und mißhandelten Knaben: es rief in ihm einen Trieb wach, der sich seitdem zu einem Hauptzuge seines Charakters ausbildete und sich innig verschlingend mit seinem ganzen geistigen Streben wesentlich dazu beigetragen hat, sein Leben bis ans Ende zu heben, zu verschönern und zu erheitern. Das in stille Einsamkeit zurückgezogene Leben, welches er zu Zeiten führte, war bei allem Antheil, den sein Trieb zu geistigem Forschen und Sinnen daran hatte, doch wesentlich eine durch die äußern Verhältnisse und Erlebnisse seiner Kinder- und Knabenjahre erzeugte und ausgebildete Gewohnheit; tief in seiner eigensten Natur aber wurzelte zugleich ein ungemein starker Geselligkeitstrieb, welcher, durch die Ungunst der Umstände lange zurückgedrängt, nunmehr in dem angehenden Jüngling zum reinsten Freundschaftssinn erhoben und veredelt mit hinreißender Gewalt in ihm hervorbrach. Mit der innigsten Hingebung schloß er sich seinen guten Kameraden an, und indem er mit dem Feuer seiner eigenen Gefühle ihre Brust durchwärmte und seine Begeisterung für Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit auch ihnen einflößte, fand er in ihrem Umgang Trost für die Leiden und Ersatz für die Mängel seines sonstigen Lebens.

## V.

In dieser Richtung bildete sich sein Leben bis zum Ende der Schulzeit immer entschiedener und erfreulicher aus. Dagegen trat um das Jahr 1808 im Lehrpersonal ein Wechsel ein, welcher bei der bereits gewonnenen Selbständigkeit seines Strebens zwar seine innere Entwicklung nicht wesentlich hemmte und benachtheilgte, aber doch die bisherige Freudigkeit seines Schullebens einigermaßen trübte und störte. Sein innigst geliebter und hochverehrter Visbeck wurde als Präpositus nach Stargard versetzt, an dieselbe Stelle, welche später K. Müller versah, und zum Direktor des neu erbauten, stattlichen Gymnasium Carolinum der Professor und Schulrath Ph. Siefert eingesetzt. Dieser hatte seine Laufbahn als öffentlicher Lehrer unter Niemeyers Leitung am Pädagogium zu Halle begonnen, war dann als Rektor an die Domschule zu Ratzeburg und von dort wieder an das Gymnasium zu Königsberg in der Neumark berufen worden, von wo er um so lieber nach Neustrelitz übersiedelte, da dies zugleich der Wohnort seines Schwiegervaters, des einflußreichen und würdigen Konsistorialraths Zander war. Einen literarischen Ruf hatte er sich vorzüglich durch ein damals auf Schulen viel gebrauchtes französisches Lesebuch erworben. Er war ein tüchtiger Philologe und fertiger Schulmann nach Niemeyerschem Zuschnitt, dabei ein umsichtiger Direktor, welcher zugleich nach außen hin das Gymnasium mit all dem Werk und Schmuck zu umgeben verstand, womit, freilich in viel größerem Maße, das Hallesche Pädagogium geziert war. Ungern hatte man ihn von Königsberg scheiden sehen; mehrere Söhne adeliger Aeltern folgten ihm daher als Schüler und Pensionäre an den neuen Ort seines Wirkens.

Diesem an ein vornehmes Wesen gewöhnten, auf feinen Ton bedachten und streng auf konventionelle Formen haltenden Manne fiel freilich Theodor Müller nach seiner äußern Erscheinung, welche gegen die der reichen jungen Leute in seiner Pension sehr abstach, Anfangs eben nicht angenehm auf; doch erkannte der Lehrer bald die Genialität des Schülers und war ihm durch seine in philologischen Fächern ausgezeichnete Bibliothek behülflich, die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Neustrelitz zur Bereicherung seiner Kenntnisse zu nützen. Dies erkannte denn auch Theodor dankbar an; mit dem Unterricht und der Disziplin des neuen Professors und Direktors aber konnte er sich nicht befreunden. Waren die philologischen Vorstudien unter Visbeck weniger auf Grammatik gegründet als auf Sacherklärung und auf genaue, geschmackvolle, rasche und gewandte Verdeutschung der Klassiker bei beständigem, den Schönheitssinn belebendem und verfeinerndem Hinweis auf innere und äußere Form: so trat unter Sieferts Leitung dem Schüler eine vom Nimbus

der Hochschule umstrahlte, methodisch geordnete und ausgerundete Behandlung des klassischen Alterthums, wie sie damals das weithin berühmte Niemeysersche Pädagogium zur Schau trug, ebenso steif als anspruchsvoll entgegen, und des weitem – von allen in den Bereich der Schule hineingezogenen Wissenschaften ein blankes Etwas, ein leicht von der Oberfläche geschöpfter Schaum. Ein mit literarisch-kommentatorischer Fülle der Gelehrtheit ausgestatteter Kathedervortrag, mit holperigen Disputir-Uebungen untermischt, trat in feierlicher Weise an die Stelle der einfach lebendigen Magister-Unterhaltung, welche Visbeck als Präses des gemeinschaftlichen Schultisches mit seinen Schülern gepflogen hatte, in der Hand den Studirstubenschlüssel zum ordnenden und zähmenden Aufklopfen, wenn das Entzücken der Begeisterung, in welches er bis zu einem gewissen Punkte selber von Herzen einstimmte, überlaut zu werden anfang. Jetzt mußte Alles, was erlernt sein sollte, zugleich in zierlich geschriebenen und rein gehaltenen Heften und dann in öffentlichen Schauprüfungen zu Tage treten, welche Anfangs die ganze Residenz in Staunen und Bewunderung versetzten.

Dies Alles wollte, wie gesagt, unserm Theodor, welcher allem hohlen und prunkenden Form- und Scheinwesen in innerster Seele abhold und überdies leider nicht mehr so leicht an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen war, durchaus nicht zusagen, und er suchte fortan nur um so eifriger durch Privatstudium in die Tiefen menschlicher Erkenntniß einzudringen. Auch regte sich in dem nunmehr achtzehnjährigen Jüngling immer lebhafter das Verlangen nach den freiern Universitätsstudium, zu welchem er bereits reifer war als irgend einer seiner Schulgenossen. Aber der arme Vater konnte ihm, zumal in jenen bösen, das Mark des Landes aussaugenden Zeiten der Napoleonischen Obmacht und Willkürherrschaft, zu einem solchen Unternehmen bei weitem nicht die nöthigen Geldmittel darbieten, und dem blöden und schüchternen Weisheitsjünger wollten sich die Schatzkammern der Reichen nicht so rasch und reichlich öffnen, wie jenem Strelitzer Barbiergesellen, welcher dreist und keck mit einem nicht allzusicher verbürgten Lehrzeugniß ausgerüstet, unter dem Vorgeben, der edeln ars medica „seine Naturkräfte widmen zu wollen“, bei den gutmüthigen Guts- und Pachtherren seines Heimatlandes herumlied und auf vier, fünf Universitätsjahre die schöne Summe von je 500 Thalern unterzeichnet erhielt, die er denn auch ohne Zittern anzulegen wußte, um von der edeln ars nichts Weiteres heimzubringen als unverzagtes Zahnabbrechen sowie überreichliches Schröpfen und Aderlassen.

## VI.

In dieser Noth eröffnete der damals vielvermögende Kämpfer dem armen Theodor, welcher sich mit der Zeit an ihn ebenso innig angeschlossen hatte wie an Visbeck und K. Müller, eine wenn auch einstweilen noch ziemlich ferne Aussicht auf Erfüllung seines Lieblingswunsches. Er war im Hause des hochgebildeten, edeln und humanen Staatsministers von Oertzen, dessen Gemahlin den Verkehr mit geistreichen Männern liebte, hochgeschätzt und wußte es daher leicht zu vermitteln, daß die Wahl eines Führers des einzigen, damals acht Jahre alten Sohnes Karl von Oertzen auf Theodor Müller fiel. Auch war dieser dem Herrn v. Oertzen, welcher als Hauptgründer und Förderer des Gymnasiums auch auf die Schüler desselben ein aufmerksames Augenmerk hatte, als solcher bereits vortheilhaft bekannt geworden, unter Andern durch einen größeren deutschen Aufsatz, welcher unter dem Titel: „der deutsche Jüngling“ damals in Strelitz großes Aufsehen machte, für uns aber leider verloren zu sein scheint.

Sot trat Theodor, freilich nicht ohne ein gewisses Zagen, aber ermuthigt durch die Hoffnung, sich von dem zu erwerbenden Honorar einen Zehrpennig für die Universität zurückzulegen, in das vornehme Haus ein, in welchem er bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre verblieb. Hier wurde ihm sogleich ein dem neuen Verhältnis angemessener Rock nebst erforderlicher Zuthat, sowie auch eine feinere Wäsche angelegt. Die Führung des von der Natur reich begabten Zöglings, welcher zu den schönsten Hoffnungen

berechtigte – er lebt zur Zeit noch als Justizbeamter zu Schönberg im Ratzeburgischen – ließ dem strebsamen Theodor hinreichende Muße zur Fortsetzung seiner philologischen, historischen und philosophischen Studien, welche letztern besonders durch den Umgang mit dem die Werke eines Johannes von Müller eifrig studirenden und in die Schelling-Hegelsche Schule sich tapfer hineinarbeitenden Kämpfer einen neuen und nachhaltigen Aufschwung erhielten.

Anderseits entwickelte sich unter den nunmehrigen Verhältnissen rascher und merklicher als bisher Theodors Anlage zum Witz und Humor. Die heitere und feingesponnene Satire seines Lieblings Horaz, welche infolge natürlicher Wahlverwandtschaft und eifrigen Studiums bei ihm in Saft und Blut übergegangen war, lenkte den kecker gewordenen Blick des Jünglings auf das ihm jetzt näher gerückte Leben der zum Theil arg französierten Hofkolonie, welche das erweiterte Schloß des im Grunde so kräftigen, geraden und biedern Herzogs allmählich umlagert hatte. Die damalige Einwohnerschaft der Residenz bestand außer den im Schlosse und in einigen kleinen Palästen befindlichen Gliedern des uralten Fürstenhauses größtentheils aus einem dem Hofe zunächst stehenden, durch amtliches Ansehen oder Reichthum hervorragenden Adel und aus Personen bürgerlichen Standes, welche von diesem infolge tief in das ganze Leben einschneidender Abhängigkeit durch Tracht, Haltung und geselligen Verkehr ziemlich schroff geschieden waren. Eilfertige Friseure und Barbieri, Heiducken, Zwerge, Läufer und Mohren durchsausten in Dienstgeschäften eifrig die belebte Schloßstraße vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein; neu- und altmodische Karossen mit reicher Gold- und Wappenverzierung rasselten auf und ab; Bankette, Konzerte, Bälle und Schauspiele wechselten in dem engen Umkreis des Städtchens rasch nach einander. Da sammelte sich denn in Schaaren die Residenz-Jugend, stand gaffend, jubelnd, spottend umher, schleuderte unheimelige Witzworte, nicht unbedrät, doch dem strafenden Arm listig und gewandt sich entziehend. Was irgend bei Hofe gethan oder gesprochen wurde, verbreitete sich, meist durch horchende Dienstboten, wie ein Lauffeuer durch die sieben, sämtlich nach dem Markte auslaufenden Straßen der Sternresidenz, machte die Runde in Gasthöfen und Kneipen, in geselligen Thee- und Kafezirkeln und ward mit oder ohne Witz durchgehechelt. Dem Interesse des Hofes diente, um den Hof drehte sich Alles, oft in der lächerlichsten und abgeschmacktesten Weise, sei es im Schauspielhause oder an andern öffentlichen Orten, und nicht leicht verging ein Tag ohne Bericht von irgend einem pikanten Auftritte. Die üppige Hofluft drang aber auch in die Wohnungen der höhern und niedern Bürgerschaft ein, deren nur zu viele mit ihren erkünstelten und ungeschickt nachgeahmten Manieren eine possenhafte Karrikatur des Hoflebens darstellten. Das Alles bot nun unserm Theodor reichen Stoff zu sarkastischer Satire oder zu feinen und gröberem Witz, insbesondere zu komischen Wortspielen in Versen und in „ungebundener“ Rede. Da war es denn höchst ergötzlich hineinzuschauen in sein schmunzelndes Gesichtchen mit den schlaun markirten Zügen und der sinnvollen Miene, deren Linien sich alle bis in die Mundwinkel zusammenschlossen, ehe er sich in einem lustigen „Hü, hü!“ Luft machte.

Am reichlichsten aber sprudelte die Quelle seines Witzes gewöhnlich bei den hier und da auf der Stube eines Schulkameraden veranstalteten, den akademischen Brauch antizipirenden und darum vor den Späherblicke des Direktors Siefert sich nach Möglichkeit versteckenden Kneipereien, bei welchen Freund Theodor trotz seines schwächlichen Magens eben nicht der Letzte und Müßigste war, und wenn dann der unter seinem blonden Krauskopf hausende Kobold sich regte und die Kameraden nicht nur mit den drolligsten Mienen und Sprüngen und Reden belustigte, sondern zuweilen auch neckte und foppte und mit scharfer Lauge begoß, so ward dergleichen von Allen ebenso gut aufgenommen wie von seinem damals bereits zum Studium der Medizin nach Berlin abgegangenen Freunde Fr. Rose, von welchem sich in Theodors Nachlaß noch ein Brief an sein „trautes Brüderchen“ mit folgendem Eingang vorfindet:

„Ich schicke Dir einen mehr als bogenlangen Brief und erhalte von Dir einen Zettel voll Schimpfwörter, mit denen ich zuerst gar nichts anzufangen wußte. Endlich fielen mir die an

einer benachbarten Ecke sitzenden Fischweiber ein, die wegen ihres Auswackens berühmt sind und Shakspeare weit übertreffen. Ich ging zu ihnen und zeigte ihnen den Schatz. Sie rissen sich darum und gaben mir ein gewaltiges Gericht Karpfen dafür.“

Theodor durfte aber auch getrost seinen damaligen Kameraden mehr bieten, als sie sich von irgend einem andern hätten gefallen lassen; denn selbst der Geschmack des großkörnigsten und beißendsten Salzes, welches er ihnen zuweilen auftischte, wurde gedeckt und überwältigt durch die wohlthuende Würze des Humors, der heitern und harmlosen Gemüthlichkeit, welche alle seine Xenien durchdrang. Auch waren jene Ausbrüche natürlicher Lebenslust und jugendlichen Muthwillens eigentlich nur Zwischenspiele in dem Gesamtverkehr jenes Freundeskreises, dessen Grundzug vielmehr ein hoher sittlicher Ernst war, entsprechend dem tief empfundenen Ernste der Zeit, der bedrängten Lage des engern und weitem Vaterlandes. Tief in dem Gemüthe Theodors und seiner Freunde haftete der Eindruck der Schrecknisse und empörenden Greuel des Krieges von 1806, welcher in ihrer Vaterstadt auf dem Schloßplatze des tief gekränkten Fürsten die feindlichen Wachtfeuer angezündet, die von Hohenlohe's Hauptkorps abgeschnittene Schaar des tapfern Blücher vorübergedrängt, wie anderswo so auch hier wehrlose Dörfer trotz der in spottender Großmuth gewährten Losung „pays neutre!“ mit Raub und Plünderung heimgesucht und das ausgesogene Land unter die Gewaltherrschaft des Rheinbund-Protectors gezwungen hatte.

Angesichts solcher Erlebnisse und bei dem unabweislichen Gedanken an die allgemeine Schmach Deutschlands war das Hofleben nach französischem Muster, welches nach und nach das gesammte Stadtleben beherrschte, für Theodor nicht bloß um seiner Unwahrheit, Hohlheit, Thorheit und Verschrobenheit willen eine Fundgrube heitern Witzes und scherzender Satire, sondern auch als Gegensatz zu dem vaterländischen Sinn, welcher in den noch unverdorbenen Herzen der Jugend lebte, ein Stein des schmerzhaftesten Anstoßes und der ernstesten Aergerniß, eine ekelhafte Seuche, deren Anblick und Eindruck zu entfliehen er sich desto enger an seine guten Kameraden und an die nunmehr auch außerhalb der Schule gewonnenen Freunde anschloß. In ihrem Kreise machte er nicht nur seinem gepreßten, von Widerwillen und Entrüstung übervollen Herzen Luft, sondern hauchte auch in die gleichgesimmten Herzen seine reichen Ahnungen des Wahren, Schönen und Guten, des Höhern und Dauernden im Menschenleben, vor Allem sein warmes, inniges Freundschaftsgefühl, welches mit schwunghafter, hier und da bis zur Schwärmerei gesteigerter Begeisterung erwidert wurde.

In diesem Verkehr, von welchem uns die Berichte seines noch lebenden Freundes K. Horn und die treu aufbewahrten Briefe einiger auf andere Gymnasien oder zur Hochschule abgangener Freunde zuverlässige Kunde geben, treten schon ganz deutlich mehrere Grundzüge hervor, welche Theodor Müllers späteres pädagogisches Verhalten ankündigen und kennzeichnen. Wie er alle Gegenstände des Wissens nicht bloß mit dem Gedächtnis und dem Verstande, sondern mit seinem ganzen, tiefen Gemüth erfaßt und festhält, so ist es ihm dringendes Bedürfnis und höchste Lust, über Alles, was ihn geistig beschäftigt, sich in lebendiger Rede seinen Freunden mitzuthemen und sie für seine Ideen zu gewinnen. Und diese fühlen sich durch seine Worte mächtig hingerissen. Er ist das Orakel zu welchem sie in Zweifeln und Skrupeln ihre Zuflucht nehmen, und er steht ihnen bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten und Bestrebungen, sowie in schwierigen Fällen des praktischen Lebens freundlich, liebevoll und unverdrossen rathend, helfend, hebend bei. Mit der herzlichsten Theilnahme und einer bis ins Kleinste eingehenden Sorgfalt erkundigt er sich nach den Beschäftigungen der in die Ferne gezogenen Mitschüler und treibt sie an zu getreuem Ausharren in ihrem Streben, und sie legen ihm ebenso getreulich Rechenschaft ab über ihr ganzes Treiben. Das Lehrhafte in seinem damaligen Verkehr erklärt sich um so mehr aus dem Umstande, daß fast alle Kameraden während der beiden letzten Jahre seines Schullebens im Gegensatz zu dem anfänglichen Verhältnisse jünger waren und die strebsamsten unter ihnen sich vertrauensvoll und lernbegierig um den kenntnißreichen Gymnasial-Veteranen drängten.

In diesem engern Freundeskreise verbrachte Theodor fast allabendlich seine Mußestunden bei des Herzogs vertrautem Kammerdiener Lunecke, welcher nach Verrichtung seines großentheils mechanischen, Kopf und Herz aushöhlenden Dienstes am liebsten mit gemüthvollen und gebildeten Jünglingen wie Theodor verkehrte. Dieser äußerst gutmüthige und gefällige Mann legte ihnen die neuesten Werke der Literatur, welche der geistig immer weiter strebende Fürst bis in sein höchstes Greisenalter zu seiner Privatlektur anschaffen und dann der öffentlichen Bibliothek einreihen ließ, zuvor in seinem Zimmer zu gemeinsamer Benutzung bereit. Dort wie an andern Abenden auf dem einsamen Zimmer des nicht minder strebsamen und patriotisch begeisterten Wetzstein, eines Gehülften in der Hofbuchhandlung, verlebte Theodor mit seinen Freunden Geist und Herz erquickende und für seine literarische Fortbildung wichtige Stunden.

Auf Lunecke's Stube fand regelmäßig auch an je zwei Abenden in der Woche eine musikalische Unterhaltung statt, an welcher außer einigen Mitgliedern der herzoglichen Kapelle auch Theodor selbst als Geigen- oder Bratschenspieler thätigen Antheil nahm. Der Sinn für Musik hatte sich in ihm theils bei diesen Gelegenheiten, theils bei den Konzerten entwickelt, welche von einer trefflich besetzten Kapelle im Schlosse aufgeführt wurden und zu welchen der leutselige Fürst den Bewohnern der Residenz den Zutritt oft bis zur Ueberfüllung des Saales gestattete, und bald erweckten in ihm besonders die Mozartschen und Beethovenschen Streichquartette ein brennendes Verlangen, Violine spielen zu lernen. Gleich die ersten Versuche, welche er ganz allein für sich und dann unter der bereitwilligen und unentgeltlichen Leitung des auf sein Talent aufmerksam gewordenen Hofkapellisten von Peier, eines Mitgliedes der Lunecke'schen Gesellschaft, anstellte, gelangen vortrefflich, und wie er denn Alles, was er von freien Stücken ergriff, mit leidenschaftlichem Eifer und eine Weile fast ausschließlich betrieb, so hatte er es in unglaublich kurzer Zeit auf seinem Instrumente so weit gebracht, daß er nicht nur sich selbst damit manche Stunde der Muße erheiterte, sondern auch an den Musik-Aufführungen bei Lunecke theilnehmen konnte und seinen Freunden den Genuß eines überaus zarten Spieles gewährte. Namentlich erinnerte sich Lunecke in den Briefen, die er ihm nachmals nach Jena schrieb, der Bocksoli, die er von keinem mehr so reizend habe vortragen hören wie von Theodor. Seine musikalischen Leistungen erwarben ihm damals einen Spitznamen, welcher ihm noch während seiner Jenenser Studienzeit geblieben ist. Die Strelitzer Freunde nämlich verwandelten seinen von der Mutter plattdeutsch in „Thedur“ korrumpierten Taufnamen scherzend in „C Dur“, und Theodor mochte sich denselben wohl um so eher gefallen lassen, da die entsprechende Tonart von allem Kreuz frei und überhaupt nichts ihr vorgeschrieben ist. Waren ihm doch die Vorschriften von väterlicher und das Kreuz, insbesondere das Hauskreuz, von mütterlicher Seite tief verhaßt.

Hatte er durch sein Saitenspiel die Herzen seiner Freunde einmal recht weit geöffnet und gehoben und zur Andacht gestimmt, und der Abendhimmel war hell und reich besternt, dann eilte er am liebsten mit ihnen hinaus auf eine Anhöhe, das Fernrohr und die Bode'schen Himmelscharten unterm Arm, zeigte und beschrieb den minder Kundigen die Sternbilder, erklärte ihnen den Lauf der Himmelskörper und wußte schließlich das lehrreiche Gespräch mit begeisterten Worten auf das unermeßliche Gebiet menschlichen Forschens zu lenken und die Geister über den Glanz der sichtbaren Welt hinaus in das Gebiet des Glaubens aufzuschwingen, „wo der Thron des allmächtigen Schöpfers und Ordners der Welt stehe, vor dessen Allweisheit jede menschliche Zunge verstummen müsse und der ohnmächtige, trotz alles Wissens in seinem Nichtswissen sich erkennende Erdensohn sich in tiefster Demuth zu beugen habe.“ Auch das waren recht selige Freuden und Hochgenüsse für den gemüthlichen Theodor selbst wie für die Freunde, in welchen er sie anzuregen und zu pflegen wußte.

## VII.

Wie erfreulich und schön aber auch im Vergleich mit der frühern Zeit, besonders durch den auf Uebereinstimmung idealen Strebens gegründeten Verkehr mit jüngern und ältern Freunden, während der letzten Jahre für Theodor das Leben in Strelitz sich gestaltet hatte, für die Dauer konnte es seinem rastlos weiter strebenden Geiste nicht genügen. Und als er von Semester zu Semester einen trauten Genossen nach dem andern voll des Feuereifers, den er selbst in ihnen hatte anfachen und schüren helfen, seine Vaterstadt verlassen und der Hochschule zueilien sah, und für ihn selbst die Aussicht auf das gleiche Ziel sich immer noch nicht zur Genüge lichten wollte, da erzeugte die unbefriedigte Sehnsucht in ihm zu Zeiten eine tiefe Schwermuth, welcher er im Briefwechsel mit seinen entfernten Freunden Luft zu machen suchte, oder es fuhren ihm verzweifelte Pläne durch den Kopf, von welchen sich freilich bei der ihm damals schon geläufigen Ironie nicht wohl sagen läßt, wie weit sie ernstlich gemeint waren. Die vor ihm abgegangenen Kameraden bedauern ihn in ihren Briefen, „daß er immer noch gebannt sei in die Klause, welche seinem nach dem Edelsten und nach ächter Wissenschaft strebenden Geiste fürwahr nicht fromme“, und sie sprechen ihm Trost und Muth zu: „Verzage nicht; laß deinen sonst so kühnen Muth nicht sinken, wenn sich auch Alles gegen dich auflehnt. Rechne auf die Freunde, die gern ihr Leben mit dir theilen. Nur vor dem Soldatwerden nimm dich in Acht.“ Mit diesem Plane hat es damals wohl keine andere Bewandniß gehabt als mit jenem Wunsche, welchen er etwa vierzig Jahre später von Hofwyl aus, als die dortigen Erziehungsanstalten aufgehoben waren, an seinen Freund Holzinger in Aarau schrieb: „Ich wollte, die Berner Regierung stellte mich provisorisch als Straßeninspektor an; das ist kein übler Posten im Sommer.“

Im Frühjahr 1810 endlich kam die Erlösung. Die im Hause des Herrn v. Oertzen gemachten Ersparnisse reichten dazu freilich bei weitem nicht aus; aber der zur Unterstützung wissenschaftlich aufstrebender Jünglinge seines Landes jederzeit bereitwillige Herzog Karl, von verschiedenen Seiten her auf den talentvollen und kenntnißreichen Schreibersohn aufmerksam gemacht, setzte ihm zur Ermöglichung seiner akademischen Studien aus seiner Privatkasse ein vierteljährlich auszuzahlendes Stipendium von je fünf Louisd'or aus, und zugleich verpflichtete sich der wohlhabende Vetter Amtmann in G\*, zu demselben Zwecke während dreier Jahre je hundert Thaler beizutragen. Dies war zunächst freilich nur eine Gegenleistung für einen von der Müller'schen Seite geleisteten Dienst. Der junge Sohn des Amtmanns nämlich war seit mehrern Jahren, während er die öffentliche Schule in Neustrelitz besuchte, Pensionär in dem Müller'schen Hause, und Theodor hatte ihn zugleich in seiner geistigen Pflege gehabt. Es hatte sich aber noch ein innigeres und zarteres Band zwischen den beiden Familien geknüpft. Der Herr Amtmann besaß unter andern Schätzen auch eine liebenswürdige Tochter, für welche Theodor eine jugendlich schwärmerische Neigung hegte. Auch war Fräulein Minchen dem muntern und gemüthlichen Vetter von ganzem Herzen zugethan, und die beiderseitigen Aeltern hatten die jungen Liebenden bereits vor dem Abgang des künftigen Pfarrers Theodor vom Gymnasium, wie dieser in spätern Jahren selbst eingestand, im Stillen mit einander verlobt. Den Kameraden war dieses Verhältniß nicht ganz unbekannt geblieben, und sie deuteten wohl zuweilen mit scherzhafteu Sticheleien darauf hin, welche der schüchterne und verschämte Liebhaber unter verrätherischem Erröthen abwies, um so mehr, da der festere Bund, welcher seine Liebe krönen sollte, noch in so weiter Ferne lag. Diesen damals heiß ersehnten Bund, welcher Müllers ganzem Leben ein wesentlich anderes Gepräge aufgedrückt haben würde, hat die Ungunst der äußern Verhältnisse, die freilich mit der freiwillig eingeschlagenen Lebensrichtung enge zusammenhing, nicht zu Stande kommen lassen. Auch stieg den Liebenden in ruhigem Stunden schon damals die Ahnung eines solchen Ausganges auf und verbitterte ihnen die letzte Zeit ihres Zusammenseins.

Am meisten aber wurde ihm die Freude über die so lange herbeigewünschte Eröffnung der akademischen Laufbahn durch den Gedanken an die Trennung von seinen theuern Schulgenossen getrübt. Noch einmal feierte er mit ihnen unvergeßliche Weihstunden. Am



Abend des 13. März standen sie alle in traulichem Kreise auf der Höhe des nahen Glambecksees; Hand in Hand gelegt, mit entblößten Häuptern, hinaufschauend in den klaren, mondbeleuchteten Himmel, und tief ergriffen von dem Augenblicke des Scheidens aus der holden, gemeinsam verlebten Jugendzeit, schwuren sie sich mit hocherhobener und fester Stimme ewige Liebe und Freundschaft und riefen, Wehmuth im Herzen und Thränen im Auge, den Herrn über den Sternen an, daß er ihnen verleihen möge, recht bald in Treuen und Ehren einzustehen für das hart bedrängte und schmäzlich geknechtete Vaterland und dereinst nach mannhaft erfüllter Pflicht sich an derselben Stätte wiederzufinden und dankend und lobpreisend aufs neue Brust an Brust zu schmiegen, zum Zeugniß vor Gott, daß ihr Bund ein heiliger, in seinem Geiste geschlossener sei.\*)

Nach jenem Abend litt es Theodoren nicht mehr in der Nähe der Freunde, von welchen er scheiden sollte. Um sich wenigstens von dieser einen Seite den Abschied zu erleichtern, eilte er ohne ihr Vorwissen noch einmal zu der Familie der Geliebten nach G\* und kehrte nach einigen Tagen in das väterliche Haus nur zurück, um rasch sein Bündel zu schnüren und sich nach Jena auf den Weg zu machen. Die Hoffnungen und Segenswünsche seiner Aeltern und Verwandten, Lehrer und Freunde folgten ihm nach. Wie tief von den zurückbleibenden Mitschülern sein Verlust empfunden wurde, davon geben die hinterlassenen Briefe Zeugniß. Sie vermissen in ihm die Seele ihre abendlichen Zusammenkünfte. „Du fehlst uns beständig, heißt es, um dem Gespräch mehr Unterhaltung und Feuer zu geben. Umschwebe uns oft mit deinem Geiste!“ „Möge der Himmel – so ruft sein Busenfreund K. Horn im Namen Aller ihm nach – die aufrichtigsten Wünsche unserer Herzen erfüllen und dein begonnenes Werk zu einem herrlichen Ausgang führen! Möge er unsern heiligen Bund segnen und uns einst auf einem erwünschten Standplatz des Lebens vereint im wahren Geiste der Humanität für das Wohl der leidenden Menschheit wirken lassen! Das ist der Ausbruch unserer gepreßten Herzen; das sind die Gedanken, die sich so oft in traulicher Unterhaltung deine entfernten Freunde mittheilen, treu bestrebt, deiner würdig zu bleiben.“ Und mit brennender Ungeduld und in banger Ungewißheit wegen seines Wohlseins und seiner Zufriedenheit mit dem jetzigen, so lange ersehnten Zustande erwarten sie den ersten Brief des jenenser Studenten. –

Wir aber können von jenen Jünglingen nicht scheiden, ohne ihrer schwunghaften Begeisterung für alles Ideale im Menschenleben, dem reinen und heiligen Ernst ihres Strebens unsere Anerkennung zu zollen. Und wenn sich darin eine jugendliche Überschätzung der eigenen Kraft, ein träumerisches Hinausschweifen in nebelhafte und unerreichbare Fernen, eine romantische Überschwänglichkeit kundgibt, über welche Altklugheit, Niedertracht und schmutzige Selbstsucht vornehm lächeln mag: wir erkennen in jenem Träumen und Sehnen bereits den Vorboden des Geistes, welcher wenige Jahre später unter der kräftigsten Mitwirkung der akademischen Jugend die äußern Ketten Deutschlands zerbrach und die Sündenspuren der Fürsten und Fürstendiener mit dem Blute des deutschen Volkes wegschwemmte. Die boden- und schrankenlosen idealen Räume, in welchen jene Jünglinge herumschwärmten, waren nur das einstweilige Asyl, in welches die edlern Geister Deutschlands damals aus dem Kerker des realen Lebens sich flüchteten und in welchem allein sie noch Trost, Erquickung und Ermuthigung fanden in jener Zeit der schmachvollen Erniedrigung und Ohnmacht, wo der eiserne Druck der französischen Militärdespotie jede Regung zu volksthümlicher That daniederhielt. Sobald einmal die Flammen Moskau's in die Nacht der deutschen Knechtschaft hineinleuchteten und Yorks kühner Entschluß den

\*) „Der Herr hat's anders gefügt; unsere Gedanken waren nicht seine Gedanken!“ So ruft nach fünfzig Jahren einer jener Freunde, K. Horn, am Schlusse seines Berichtes über jenen Abend in heiliger Wehmuth aus. „Du, theurer Alexander von der Osten, starbst nach wenigen Jahren den Heldentod fürs Vaterland in der Schlacht bei Banzen; du, Muthmann, reihstest dich zu den Vätern nach kurzem, segenvollem Dienste im Pfarramt, und auch du, herrlicher Karl von Behr, welktest früh dahin, geknickt von den Anstrengungen des unter Lützwow begonnenen Feldzuges. Und wo magst du weilen, freundlicher Sydow? Und ihr übrigen, die ihr zerstreut wurdet hierhin und dorthin und die Stätte nicht zu erreichen vermöget? Nun sieht das sterbliche Auge auch unsern lieben Theodor nicht mehr – wie soll sich das jugendlich frische Gelübde erfüllen? Laßt uns, die Überlebenden, uns beugen unter die gewaltige Hand Gottes, daß er gleich unserm Theodor auch uns erhöhe zu seiner Zeit!“ –

Anbruch des Befreiungsmorgens ankündigte, ballte sich jener romantische Nebel zu der Sturmwolke des thatkräftigsten Patriotismus zusammen, welche mit Blitz und Donner von Ost nach West über die deutschen Gaue dahinfuhr bis ins Herz Frankreichs und Luft und Boden des Vaterlandes von den fremden Elementen rein fegte. In diesem Gewittersturme werden wir die Jünglinge, welche am Abend des 13. März auf der Höhe des Glambecksees um Theodor Müller versammelt waren, sammt den ihnen zur Hochschule vorangegangenen Kameraden wiederfinden, siegend oder fallend, alle wacker kämpfend, sei es mit der Waffe des Wortes oder mit dem Schwerte.

Anmerkung. Zu den ältern Schulgenossen Müllers gehörten unter andern: Ludwig Fischer, eines Goldarbeiters Sohn, nach einigen Jahren schon in Petersburg gestorben, ein vielversprechender philosophischer Kopf, Fr. Rose, Sohn eines Hofchirurgus, als Arzt in Berlin gestorben, L. Flotow, eines armen Schulhalters Sohn, eine Zeit lang Lehrer in Pestalozzi's Anstalt zu Ifferten, zuletzt Pfarrer im Preußischen, L. Corty, früher Philolog, später Direktor der Phönix-Assekuranz in Hamburg, Friedrich Horn, als Geh. Sekretär und Hofrath in Neustrelitz gestorben; – zu denen aus den letzten Jahren: K. Horn, des Letztern Bruder, 1812 Student in Jena, 1813 Lützower, 1815 nach Jena zurückgekehrt, einer der Hauptstifter und ersten Vorsteher der Jenaer Burschenschaft, jetzt Pfarrer zu Badresch in Mecklenburg-Strelitz, derselbe, welchem der Verfasser die umfangreichsten Mittheilungen aus Th. Müllers Jugendleben verdankt, K. Wernicke, ging 1813 mit zu Felde, jetzt Gutsbesitzer von Helmsdorf bei Berlin, Alexander von der Osten, Sohn eines Gutsbesitzers in der Neumark, in der Schlacht bei Bauzen gefallen, K. von Behr-Negendank, bald nach dem unter Lützow mitgemachten Feldzuge auf seinem Gute Semlow in Vorpommern gestorben, Ulrich Becker, schon vor Müller Lehrer in Hofwyl, zuletzt Direktor der Domschule zu Ratzeburg, Walther, Lützower, dann eine Zeit lang privatisirend in Friedland, jetzt Gutsbesitzer bei Danzig, Adolf Götze, jetzt Pastor in (J. H. Vossens) Grünow, Friedrich Zander aus Altstrelitz, späterhin allgemein geachteter und beliebter Gerichtsath in seiner Vaterstadt, Ludwig Zander aus der Nähe von Güstrow in Mecklenburg-Schwerin, seit Ulrich Beckers Tode Direktor der Domschule zu Ratzeburg. Auch die drei Letztern nahmen als Lützower Jäger an dem Feldzuge gegen Napoleon Theil.

## 16 Erzählungen aus dem alten Neustrelitz (1730–1875) und 4 Erzählungen aus der Mutterstadt Alt-Strelitz

Annalise Wagner

Vorweg noch erklärende Worte: Dieser „Noahklapp“ zur Neustrelitzer Chronik von mir in Heft Nr. 88 des „Carolinum“ hat als Hauptquelle die vielen Tausend Archivalien des Alt- und Neustrelitzer Stadtarchivs, die ich vor über 20 Jahren mit dem Beginn eines neuen Berufes als Chronist der Städte Neu- und Alt-Strelitz, archivalisch bearbeitete. Dazu muß bemerkt werden, daß das Neustrelitzer Rathaus 1945 im April geräumt werden mußte für die Polizei, d. h. u. a. Verlagerung der Archivalien der beiden Städte und zwar umgehendes Aufladen in bereitstehende Kastenwagen. Es ist hier nicht gegeben, über die *verschiedenen* Verlagerungen zu berichten, wenn es sich um unersetzliche Dokumente der Geschichte beider Städte handelt. Daß die Archivalien nicht nur durcheinander geworfen wurden, vieles verloren ging und freie Seiten als Schreibpapier abgerissen wurden, bis die Akten dann endlich im ehemaligen Marstall des einstigen Rappengestüts des letzten Großherzogs Adolf Friedrich VI. (1918 †) unweit des Parkhauses landeten und dort auf die Aufbereitung von Archivaren warteten. Vorerst war dort ein Schlesier tätig, der als Berufsmusiker mit eigener kleiner Kapelle als Flüchtling in Feldberg landete und dort als Neubürger Ackerland und Waldstück bekam und sich als Bauer ernähren sollte. Er hatte aber keine Ahnung von Landwirtschaft und siedelte nach einiger Zeit nach Neustrelitz über und erhielt die Aufgabe, sich mit den Bergen von Archivalien zu beschäftigen, obwohl er vom Archivwesen, Stadtgeschichte oder Mecklenburg Strelitz keine Ahnung hatte. Eines Tages kam er zu mir und bat um Hilfe. Ich suchte wegen neuer Verfolgung (Denunziation etc.) einen neuen Beruf und stieg als „Archivar“ im großen Marstallgebäude ein und begann als Kenner beider Städte die Arbeit, ohne zu ahnen, was von mir verlangt wurde und welche Arbeit für meine Augen von mir gefordert wurde bei den alten, uralten Handschriften, die auch deutsche Buchstaben in anderer Form schrieben usw. Aber ich erkannte die neuen und älteren Buchstaben bald und konnte fließend lesen und den Inhalt der Akte kurzgefaßt inventarisieren.

So habe ich in ca. 5–6 Jahren die Berge von Archivalien erschlossen, gelesen, verzettelt und viele interessante Texte aus der Geschichte beider Städte in meinem noch aufnahmefähigen Hirn verankert. Einiges davon habe ich in Erzählbildern festgehalten und spende sie den Caroliner-Lesern gern zum Schmunzeln, Kopfschütteln und abendlicher Unterhaltung. Auch wieder ein Stück *Kulturgeschichte: es war einmal!* Gesammelt und überreicht von der Chronistin

Annalise Wagner

## 1. Wie aus der Meierei Glienke die Stadt Neustrelitz wurde

Die Stadt Neustrelitz ist auf dem Gelände der früheren Meierei Glienke, die zum Amt Strelitz gehörte, gebaut. In dem Strelitzer Amtsbuch von 1569 sind die Grenzen dieser Meierei genau festgelegt.

Der Zierker See, der damals Glienker oder Zirigk-See hieß, bildet einen Teil dieser Grenze. Die Meierei verfügte über ein sehr großes Territorium, das sich bis zum Glambecker See erstreckte, an die Strelitzer Feldmark bis zur Landwehr reichte, bis „zum Wesenbergschen Weg, so nach Brandenburg lauffet“ und auch die Dörfer Zierke, Prälank und Torwitz mit einbezog. Im Süden bildete der „Blinne Glienke“, der Bürgersee, die Grenze. Tiergarten und Schloßkoppel gehörten ebenfalls dazu. Bewirtschaftet hat diese Meierei ein Amtsschreiber Caspar Otto unter der Direktion der Herzogin Dorothea Sophie, die aus Holstein (Plön) stammte und die Frau des regierenden Herzogs Adolf Friedrich III. von Meckl. Strelitz war. Sie gab auch den Auftrag, daß eine große Schäferei angelegt wurde. Schreiber Otto solle „die Oeconomica der Meierei auf gut hauswirtschaftliche Art beobachten“.

All diese Dörfer um den Zierker See gelegen wurden damals Bauhöfe genannt, d. h. sie waren Bauernhöfe des Amtes. Die Meierei hatte „106 Stück allerlei Rindvieh, 76 Schweine, 30 Gänse, 60 Hühner und 15 Enten.“ Der Glambecker Wald war damals mit Eichen bestockt und hat sicher auch der Schweinemast gedient, rechts der „Brandenburger Straße“ mit Birken und Ellern. Das „Glienker Holz“ (Tiergarten und die Schloßkoppel) war herzogliches Jagdgelände (Dam- und Schwarzwild). Auf dem Glienker See wurde mit 40 großen Wadenzügen gefischt. Der See war weit größer als heute. In den letzten 20 Jahren ist er um mindestens 200 Meter verlandet.

Bei dieser Meierei hatte sich der Herzog Adolf Friedrich III. ein kleines einstöckiges Jagdhaus errichten lassen, einfach und aus Fachwerk.

Als nun die Residenz in Strelitz, die 1701 von seinem Vater Adolf Friedrich II. zur Residenz des Strelitzer Landes gemacht wurde, im Oktober 1712 mit allen Wirtschaftsgebäuden total abbrannte, mußte sich der Herzog Adolf Friedrich III. nach neuer Unterkunft umsehen. Der Wiederaufbau an alter Stelle scheiterte aus mehreren Gründen: Sumpfgelände, Schwierigkeiten bei den Hand- und Spanndiensten der Untertanen, Geldmangel usw.

Trotz aller Schwierigkeiten im Lande durch den Nordischen Krieg (Schweden kämpfte gegen die mit Rußland verbündeten Sachsen und Dänen auf mecklenburgischem Boden), bei dem gerade das Strelitzer Land durch die vielen Durchzüge der Truppen (Einquartierung, Verpflegung, Fourage etc.) sehr große Opfer zu bringen hatte, es wird von 400 000 Talern berichtet, trotz vieler Kränklichkeit des reg. Herzogs, ergriff seine Gemahlin Dorothea Sophie (von Holstein-Plön) die Initiative zum Neubau einer Residenz. Die Notunterkunft in der Strelitzer Kanzlei war für die Familie in jeder Beziehung untragbar, und die zwei Sommerhäuser in Canow und Pripert erschwerten die Regierungsgeschäfte durch die große Entfernung außerordentlich.

Da nun die Landstände keine Anstalten machten, dem ruinierten Herzog mit geldlichen Spenden zur Hilfe zu kommen und jede Bitte darum mit den schweren Kriegszeiten und Opfern abschlägig beschieden, schleppte sich der Wiederaufbau der Residenz rund 18 Jahre hin. Die Herzogin ergriff 1726 endlich die Initiative und beschaffte sich Geld von ihren Verwandten aus Holstein und nahm auch wohl etliches aus eigener Schatulle und ließ von den Baumeistern Löwe und Borchmann das kleine Jagdhaus in der Meierei Glienke zu einem „hochfürstlichen Haus“ um- und ausbauen. Und zwar in „aller Heimlichkeit“ wie es heißt. Innerhalb von fünf Jahren wurde der Bau vollendet.

Die Überlieferung berichtet, daß die Herzogin alles höchst geheim hielt mit all den damit beschäftigten Leuten, Dr. H. Witte, seinerzeit Archivdirektor in Neustrelitz, stritt dies 1923

ab. Er meinte, daß es eine Legendenbildung sei. Aber etwas Wahres ist nach der genauen Prüfung der Verfasserin in den Strelitzer Archivakten in Schwerin doch daran.

Nach der Fertigstellung der „Glienker Residenz“ lud die Herzogin eines Tages ihren Gemahl zu einer längeren Spazierfahrt ein. Auf wohl beabsichtigten Umwegen kamen sie dann zu dem neuerbauten Haus mit einigen Wirtschaftsgebäuden. Verwundert fragte der Herzog, welcher reiche Edelmann denn hier wohne? „Ewer Liebden sind in Ihrem eigenen Hause“ lautete darauf die Antwort.

Sogleich nach diesem Besuch richtet der Herzog ein Schreiben an das Ratskollegium in Strelitz, daß er gerne sähe, „daß die Neue Stadt dorten möge angelegt werden.“ Er bittet um einen Entwurf einer diesbezüglichen Verfügung.

Noch kurz zu der etwaigen Legendenauffassung. Fest steht, daß die Herzogin mit männlicher Kraft, Energie, Intelligenz und Initiative, mit Begabung und großem Interesse viele Regierungsgeschäfte in der Residenz und in einzelnen Ämtern des Landes selbständig leitete, weil ihr Mann eine inaktive Natur und oft krank war. Die Räte Brunsich, Rauchbar und Altrock u. a. haben viele mündliche und schriftliche Verhandlungen mit ihr geführt, das ist gründlich aus den Archivalien unseres Strelitzer Landes feststellbar. Daß Dorothea Sophie sich voll verantwortlich für die Baugeschichte der neuen Residenz fühlte, ist schon deshalb verständlich, weil sie sie finanzierte. Es mag dabei ein gewisser Ehrgeiz bei ihr erwacht sein, ein so großes Objekt allein durchführen zu wollen und ihren Mann damit zu überraschen, der durch die schweren Kriegsläufe und die Differenzen mit seinem Nachbarn, dem absolutistischen Herzog Carl Leopold, den Kopf voll genug hatte.

Jahrelang hat die Herzogin 20 Pferde mit dem dazu nötigen Bedienungspersonal für ihre Bautätigkeit beschäftigt. Jeden Dienstag und Sonnabend mußten die Brodaischen und Wanzkaischen Untertanen des Amtes Bauholz aus den Serrahnschen Bergen anfahren. Die Fürstenberger Schneidemühle mußte für das Dielenholz aufkommen. Das Amt Stargard hatte das Soll von 50 Wagen Bauholz aufzubringen. Und so in dieser Art ging es fort, oft widersetzten sich die Bauern, da sie mit der Ackerbestellung, der Ernte vorrangig zu tun hätten, da sie sich nach dem Wetter zu richten haben mit ihrer Landwirtschaft. Dadurch zog sich alles Jahr um Jahr hin, denn in solchen Dingen konnte auch die Herzogin nur mit Geduld antworten.

Offiziell wird der Name Neustrelitz zuerst in dem Rescript von 1733 genannt, auch wird darin zuerst von der Umbenennung der Stadt Strelitz in Alt-Strelitz gesprochen.

Jedoch schon 1732 wird von Neustrelitz, als „Unserm Residenzhaus“ in einer Urkunde berichtet, in derselben verpflichtet sich der Herzog, seiner Gemahlin zum Dank für den Wiederaufbau der Residenz das jährliche Handgeld von 1500 auf 4000 Taler zu erhöhen. In einer anderen Renteiquittung bestätigte der Baumeister Löwe am 20. 3. 1732 einem Arbeiter die Arbeitsstunden, die er in Neustrelitz abgeleistet hat. Es wird von Dr. Witte angenommen, daß Löwe den Namen unserer Stadt zuerst geprägt hat. So hat denn der Herzog am 20. Mai 1733 in einem Rescript, das als der Fundationsbrief der Stadt Neustrelitz angesehen wird, den Entschluß zur Verlegung der Residenz verkündet. An alter Stelle neu aufzubauen, wurde, wie schon gesagt, aus vielerlei Gründen unterlassen.

## **2. Die Stadtanlage**

Die Stadtanlage ist am besten vom Mittelpunkt der Stadt, vom Marktplatz aus, erkennbar. Ein Stadtplan ist auch im 18. Jahrhundert nicht auffindbar gewesen. Julius Löwe, der hochfürstliche Kunstgärtner, aus Braunschweig eingewandert, ist mit der Stadtplanung beauftragt worden. An Hand der verschiedenen Zeichnungen des Neustrelitzer Malers Wilhelm Riefstahl und des späteren Malers Reinke können wir die Entwicklung des Marktplatzes verfolgen. Die Stadtanlage ist in ihrer Art einzigartig in Deutschland. Von einem großen quadratischen Platz gehen sternförmig nach den Himmelsrichtungen vier Haupt- und vier Nebenstraßen ab. Weil diese Anlage mit der geschlossenen Bebauung des

Platzes ein beredtes Zeugnis der Barockzeit ist, wurde durch unsere Regierung der ganze Platz unter Denkmalschutz gestellt. Dazu gehören auch das Rathaus, die Stadtkirche und auch die alten Häuser am Markt mit den Mansardendächern.

In den ältesten Städten des früheren Landes Meckl. Strelitz finden wir meistens eine mittelalterliche Stadtanlage: bewehrt mit einer hohen Stadtmauer, mit Toren, Wallgraben und Wehrtürmen. Neustrelitz ist dagegen eine offene Stadt. Wohl hätte man den anstürmenden Feind vom Markt aus in den acht Straßen mit Feuerwaffen beschießen können. Jedoch im 18. Jahrhundert war eine Stadtverteidigung im mittelalterlichen Sinne nicht mehr gegeben.

Nach Südosten führte die Altstrelitzer Straße, nach Südwesten die Schloßstr. (heute Gutenbergstr.), nach Nordwesten die Wahrensche Str. (heute Zierker Str.), nach Nordosten die Brandenburgische Str. (heute Wilhelm-Pieck-Str., vormals Glambecker Str.). Zwischen diesen vier Hauptstraßen lagen im Süden die Bergstr. (heute Töpferstr.), im Westen die Seestr., im Norden die Mühlenbergstr. (heute Sassenstr., genannt nach dem ersten Amtsschlachtermeister Sasse) und im Osten die kleine Bergstr., dann Bruchstr. genannt (heute Straße der Solidarität). All diese Straßen waren in den ersten 30–80 Jahren nach der Stadtgründung noch nicht voll bebaut. 10–20 Häuser zählte man durchschnittlich. Weil nun die Stadtanlage keine andere Ausdehnung in der Bebauung innerhalb des Stadtkerns an den Vorderhäusern zuließ, wurden zahlreiche Hinterhäuser auf den einzelnen Höfen oder Gartengrundstücken gebaut. Etwa 50 Prozent der Hausbesitzer stockten aber ihre eingeschossigen Häuser auf. Das Holz lieferte dazu der Herzog kostenlos und das andere Baumaterial zu ganz geringem Preis. Der Herzog hatte großes Interesse, daß seine Stadt mehr Ansehen durch zweigeschossige Häuser bekam. Erst nach etwa 150 Jahren wurden dann auch Seitenstraßen zu den einzelnen anderen Straßen gebaut. Kleine Gänge gab es aber schon in den ersten Jahrzehnten nach der Stadtgründung; besonders zur Zierker, Glambecker und Strelitzer Str. hin: Kornsgang, Färbergang, Schlangengang, See Gang, Milows Gang, Roewers Gang, Kater Gang, Rietpietsch Gang.

Ein besonderes Hindernis in der Stadtbebauung bildeten die anmoorigen Sumpfgürtel, die vom Zierker See sich zum Glambecker See hinzogen. Sie waren noch mit einzelnen Teichen durchzogen, die aber heute alle schon zugeschüttet sind: Kasernenteich, Schloßteich, Bruchstraßenteich, Mühlenteich. Noch heute sind die plötzlichen Vertiefungen in oder neben einzelnen Straßen erkennbar: Bauernmarkt, Stadtgarten, zwischen Töpferberg und Bernh.-Göring-Str.

Die einzelnen Straßen waren bis zum Ende des 18. Jahrhunderts noch viel kürzer als heute, es schloß sich z. B. am Ende der Glambecker Straße gleich der Kiefernwald an, der Glambecker See lag mitten im Wald. Die Strelitzer Straße endete etwa beim Rietpietschgang, dann folgte ein Scheunenviertel. Um 1769 wurden die Scheunen abgerissen und an ihrer Stelle links wurde der neue, der zweite Friedhof, mit dazugehörigen Gebäuden angelegt. Er erstreckte sich bis in die heutige Thälmannstraße.

In den Gründerjahren bis zum Beginn des 20. Jahrhundert wurden vier neue Straßen gebaut im typischen Stil dieser Zeit: die Hohenzieritzer Straße, die Elisabethstraße (heute Bernh.-Göring-Straße), die Augustastraße (heute Ernst-Thälmann-Straße), die Friedrich-Wilhelm-Straße (heute Rudolf-Breitscheid-Straße). Die drei- bis vierstöckigen Häuser dieser Straßen sind im Eklektizismus, etwas Renaissance, Barock, Klassizismus und später Jugendstil erbaut.

### **3. Der Marktplatz**

Zwei repräsentative Gebäude hat fast jeder Marktplatz einer Stadt, so auch Neustrelitz: Kirche und Rathaus. 1768 wurde der Grundstein für die Stadtkirche gelegt. 1778 ist sie eingeweiht. Der architektonische Entwurf stammt von dem Leibarzt Dr. Verpoorten, die Bauleitung besorgte der Bürgermeister und Apotheker Eggers. Außen toskanische Bauordnung in italienischer Renaissance, das Innere ist im Barockstil gehalten, der aber Ende des

19. Jahrhunderts durch Verlegung der Orgel und der Kanzel gelitten hat. Der Turm ist erst 1831 angebaut. Fr. W. Buttell hat den Entwurf unter Beratung seines einstigen Lehrmeisters C. Fr. Schinkel dazu gestaltet. In vier Pilasterordnungen: toskanisch, dorisch, jonisch, korinthisch steigt der Turm auf.

Ein neues Haus als Rathaus zu bauen, war noch nicht geplant. Zum Gerichts-, Stadt- und Rathaus wurde das alte Schwennsche Haus gemacht, das für diesen Zweck angekauft und umgebaut wurde. Das kleine zweistöckige Fachwerkhaus wurde in der Mitte mit einem barocken Turm versehen, der sogar eine Uhr bekam, und in der Mitte des zweiten Geschosses wurde ein Balkon errichtet. Die Fassade zeigte hellgrünen Anstrich, die Fachwerkbalken waren dunkelbraun. Die untere Etage wurde einem Goldschmied vermietet, in der oberen war eine große Stube für das Stadtgericht (eine andere Gerichtsbarkeit gab es damals noch nicht). Weiter befanden sich noch die Steuerstube und die Stuben für den Bürgermeister, den Stadtschreiber und Stadtdiener dort. Auch zwei kleine Nachbarhäuser, nach der Strelitzer Straße zu, wurden gleichzeitig angekauft, um die Stadtwage mit ihrem Waagemeister unterzubringen.

Bei der ersten Jahrhundertfeier der Stadt beschloß der Großherzog, ein neues Rathaus bauen zu lassen. 1840 wurde das alte Rathaus abgerissen und Fr. W. Buttell legte den Riß für unser heutiges Rathaus vor, mit dessen Bau auch gleich begonnen wurde. (Nach 1945 ist dieses Haus Kreispolizeiamt geworden. 1970 zieht der Rat der Stadt dort wieder ein.)

Jetzt konnte das Gegenüber der Stadtkirche eher bestehen. Zur Erklärung dieses spät gebauten repräsentablen Rathauses noch einige Bemerkungen. Bis zum Jahre 1918 hatte Neustrelitz noch kein Eigenleben. Die Stadt war nicht dotiert, es war eine Stadt aus „Wilder Wurzel“ gebaut; eine Privatstadt des Fürsten; sie war nicht zu den Landtagen mit ihrem Bürgermeister zugelassen. Dem Bürgermeister war ein herzoglicher Kommissar, ein Regierungsrat übergeordnet, der in allem die letzte Entscheidung traf; zu einer richtigen Stadtordnung kam es erst durch den Großherzog Adolf Friedrich V. im Jahre 1912. Aus diesem Grunde hat Neustrelitz auch kein eigenes Stadtwappen. Es ist aus dem siebenfeldrigen Landeswappen von Mecklenburg Strelitz entlehnt worden. Der Stierkopf ist das Wappensymbol der wendischen Fürsten, von denen das mecklenburgische Fürstengeschlecht abstammt. Der Frauenarm mit dem Ring in der Hand wird der Stargardsche Arm genannt, weil das Land Stargard, als es 1292 zu Mecklenburg kam, ein Brautgeschenk für Beatrix (Tochter des Markgrafen Albrecht III. v. Brandenburg, die Brandenburger waren seit 1236 im Besitz dieses Landes Stargard) war, die Heinrich II. von Mecklenburg heiratete. So wurde dieser Frauenarm Symbol zum Andenken an das Hochzeitsgeschenk, durch das das Land Stargard zu Mecklenburg kam. –

Zurück zum Marktplatz.

Alle sich am Markt anbauenden Bürger mußten zweigeschossig, nur in den Straßen durften sie eingeschossig bauen. So bildete damals der Marktplatz ein sehr geschlossenes, einheitliches Bild. Zu den ältesten Häusern gehören die fünf mit den Mansardendächern, die auch heute noch stehen. Das Sparkassenhaus war damals ein Kaufmannshaus mit Hotel: das Plathsche Hotel Stadt Hamburg; das Haus der heutigen Semmelweis-Apotheke war das Hotel London; ihm gegenüber das heutige HO-Café war das Hotel Paris, auch hier war ein Kaufmannsladen mit einem Hotelbetrieb gekoppelt. Diese drei Hotels waren die ersten am Platze. Im Hotel Stadt Paris wohnte der erste Bürgermeister der Stadt: Barnekow, seine Nachfolger waren Strübing und Eggers. Das Haus neben Barnekow war das Haus der ersten Apotheke, seit 1743 war hier Bürgermeister und Apotheker Eggers tätig und hatte das Privileg einer Hofapotheke erhalten. Über der Apotheke wohnte im 19. Jahrhundert der hochverdiente Arzt des Krankenhauses, Obermedizinalrat Dr. Rudolphi.

Natürlich darf in dieser Reihe der alten Häuser das der Goldenen Kugel nicht vergessen werden. Diese fünf Häuser mit ihren Mansardendächern\*) und den Fledermausfenstern

\*) Jules H. Mansard, der französische Hofarchitekt Ludwig XIV. von Frankreich, der geniale Schöpfer von Versailles, hat diese Dachform zuerst in den Kavalierhäusern auf dem Schloßhof zu Versailles gebaut.

geben dem Markt eine besondere Note und ästhetische Wirkung. Das sogenannte „Rundteil“, die gärtnerische Anlage im Mittelpunkt des Marktes, ist erst 1860–1866 angelegt worden. Ursache dafür war die Errichtung des Großherzog-Georg-Denkmal, das die Bürger der Stadt und des Landes gestiftet haben. Die vier großen Laternen, die inmitten der vier Quadrate der kreuzförmig gepflasterten Marktwege standen, blieben bei dieser neuen Anlage unberührt. Das Rundteil wurde mit Flieder, Goldregen und Rotdorn (den Landesfarben blau, gelb, rot) bepflanzt und vier große Rundbänke, vor denen je eine kleine Wasserkunst plätscherte, waren eine willkommene „Sitzungsmöglichkeit“ für das sogenannte „Stadtparlament“ der alten Bürger.

In den vergangenen vier Jahrzehnten haben Stadtplaner, Verkehrsbeauftragte und andere interessierte Bürger zahlreiche Entwürfe und Veränderungen für den Markt herausgebracht. Einige davon gelangten auch in die Presse. Ein Entwurf sah (wohl als Aprilscherz) ein 10 × 10 m großes Planschbecken, 1½ m tief, vor, in kalter Jahreszeit ferngeheizt und mit Rolldach etc. Nach 1945 erfuhr das Rundteil einschneidende Veränderungen, und der Kreisverkehr erforderte jetzt eine Sperrung der diagonalen Plattenwege zu den 8 Straßen.

#### **4. „Ehrenfester, hochgelahrter, lieber Getreuer!“ „Unsern gnädigsten Gruß zuvor!“**

So lautete die Anrede des Herzogs an den Bürgermeister im 18. Jahrh. Es folgte dann aber meistens der Satz: Wir befehlen euch hiermit gnädigst . . . und der Brief endete: an dem geschiehet Unser gnädigster Wille und Wir blieben euch in Gnaden gewogen“.

Das Bürgermeistamt war vor 200 Jahren kein verlockendes, weder in ideeller noch in materieller Hinsicht, weil der Bürgermeister unserer Stadt nicht selbständig handeln und entscheiden konnte, da das letzte Wort in allem der herzogliche Kommissar sich vorbehielt. Außerdem brachte es ihm in den ersten Jahrzehnten nach der Stadtgründung nur 20 Taler pro Jahr ein. Mit diesem Gehalt konnte der Bürgermeister aber nicht auskommen, deshalb bat er den Herzog um Erhöhung auf 40 Taler jährlich. Jedoch die Schatulle Adolf Friedrichs IV. war meistens sehr leer. Seine Baufreudigkeit und sein privater Lebensstandard sowie schwere Belastung durch den Siebenjährigen Krieg und die übernommene große Schuldenlast seines Oheims beim Antritt der Regierung erhöhten das Schuldenkonto erheblich. Seine Antwort lautete deshalb: Wenn der andere 2. Bürgermeister durch Sporteln als Stadtrichter weit höhere Einnahmen habe, dann möge er diese doch mit ihm teilen. So blieb alles beim alten. Jedoch die Bürgermeister hatten noch einen Hauptberuf neben ihrem Amt, z. B. war Strübing Kaufmann und Hotelier, Eggers war Apotheker. Außerdem flossen noch einige Nebeneinnahmen in ihren Geldstrumpf: Die Markt- und Jahrmarktstage waren mit Gebühren für den Handelstreibenden belegt. So mußte der Ausrufer von jedem Wagen, der mit Lebensmitteln in die Stadt kam, 1 β (β = Schilling) kassieren, die Salzfahrer zahlten in natura eine Metze Salz, die Brachsenhändler gaben einen Brachsen ab. Kurzwarenhändler, Scherenschleifer, Töpferwarenverkäufer zahlten 2 β. Musikanten und Leinwarenhändler 4 β und so steigerte sich die Marktgebühr bis zu 8 β.

Die Zünfte einzelner Gewerke wählten den Bürgermeister zu ihrem Syndikus, wofür dieser einen Taler 10 β im Jahr von jedem Gewerk bekam. Die Schuster gaben aber statt des Geldes einen Meisterpantoffel, die Bäcker einen Meisterkringel und die Schlachter von dem Meisterochsen einen guten Braten. So kam denn für den Stadtvater allerlei an Geld und Naturalien zusammen. Im 19. Jahrhundert wurden aber die Naturalien gestrichen, das Gehalt des Bürgermeisters auf 600 Taler jährlich erhöht, und es war ihm untersagt, noch einen anderen Beruf auszuüben. Eine außerordentlich wichtige Einnahme bildeten die Gebühren für jeden neu geborenen Erdenbürger: 1 Taler 24 β. Damit nun der Bürgermeister nicht zu frieren brauchte, wurden ihm vom Kabinettsamt jedes Jahr 22 Faden Holz (1 Faden = 1,80 × 1,80 m) frei auf den Hof gefahren.



Der Bürgermeister vereinigte in sich den Posten des Stadtsekretärs, des Stadtrichters und des Polizeisekretärs. Er wurde auf Lebenszeit in sein Amt berufen, so kam es, daß verhältnismäßig wenig Bürgermeister in den 200 Jahren nach der Stadtgründung ihr Amt betreuten. Denn jeder war 30 bis 50 Jahre in seinem Amt.

## 5. Der geplagte Stadtschreiber

1835 fungierte in Neustrelitz ein Stadtschreiber mit dem originellen Namen Durchschlag. Er betitelte sich als „Schreibmeister“, bevor er das Amt des Stadtschreibers übernahm. Denn die erste Bedingung für dieses Amt war, eine schöne leserliche Handschrift zu haben. Auch wurde lt. Anstellungsurkunde von ihm verlangt, daß er unbescholten, ehrsam, unbestechlich sei. Als er nun nach Beschluß der Ältermänner, des Kämmereibe-rechners und des Bürgermeisters mit diesem Amt betreut wurde, legte man ihm eine mehrseitige Instruktion für Stadtschreiber vor, die er genau studieren und auch unterschreiben mußte. Darin waren nun vielerlei Aufgaben, die er zu erfüllen hatte: alle „Unordnungen der Unterbedienten“ hatte er sofort zur Anzeige zu bringen; „jeden Schaden des Stadtwesens abzuwenden“ und den „Nutzen zu befördern“.

Sämtliche Magistratsprotokolle gewissenhaft zu führen und zu kopieren. Dabei mußte er sich befließigen, korrekt und reinlich, leserlich zu schreiben (natürlich damals noch mit der selbst geschnittenen Feder des Gänsekiels). Außerdem mußte der Stadtschreiber alle Pachtgelder für Gärten, Wiesen und Ackerstücke einziehen. Dazu kamen zahlreiche Steuern; Beleuchtungssteuer, Nachtwachensteuer und Dammgeld, Brunnensteuer usw. Ihr zur Seite stand bei den Geldgeschäften ein Ältermann. Einmal wöchentlich lieferte er seine Einnahmen dem „Kammerario“, dem Bürgermeister, ab. Auch dem Polizeikollegium war er verpflichtet, als Registrator und Schreiber „die Akten gehörig zu numerieren und ein Repertorium anzulegen“. Oft mußte er auch bei Überbelastung des Kämmers die „Lokalarmenkasse“ mit ihren Berechnungen übernehmen.

Das Grundgehalt für den Stadtschreiber betrug 200 Taler jährlich. Dazu kamen

- 10 Taler für Steuererhebung
- 12 Scheffel Roggen = 18 Taler
- 8 Faden Holz, hart
- 4 Faden Holz, weich
- 1200 Stck. Torf = 34 Taler
- 100 Taler für die Gebühren Garten- und Wiesenpacht
- 13 Taler für Extraschreibereien
- Also insgesamt 400 Taler oder 1200,- M jährlich.

Dieses Gehalt war für einen Stadtschreiber um 1830 ein gutes Geld. Aber dieser Mann mußte ja auch einige Fähigkeiten mitbringen und sehr wendig sein in seinem vielseitigen Amt. Er war sozusagen das Bindeglied oder die vermittelnde Person zwischen dem Bürgermeister und den Bürgern der Stadt. Diesem Herrn Durchschlag folgte nach jahrzehntelanger Tätigkeit sein Kollege, Herr Geist.

An Originalität des Namens nicht minder bemerkenswert zu seinem Vorgänger, aber vielleicht noch mehr verpflichtend!

## 6. Ein altes Verkehrsmittel war die Sänfte

Der moderne Mensch kann sich kaum vorstellen, daß eine Stadt mit 4000 Einwohnern noch völlig ungepflasterte Straßen hatte. Es gab vor 200 Jahren hier weder begrenzte, etwas erhöhte Bürgersteige, noch Markierungen, wo der Straßendamm beginnt. Der Weg zwischen den Häuserfronten war sandig, lehmig und wenn eine Grasnarbe sich bildete, war es ein Glück. Die erste Pflasterung mit Kopfsteinen erfuhren der Markt und die Schloßstraße. Achsenbrüche und Pferdestürze vom Markt zur Zierkerstraße waren beson-

ders bei schlechtem Wetter an der Tagesordnung, denn das Gefälle zur Zierkerstraße war damals um viele Meter steiler als heute. Der Markt ist erst nach der Bebauung der Straße der Solidarität (früher Bruchstraße) abgetragen und geebnet, damit gleichzeitig das Bruchgelände dieser Straße zugeschüttet werden konnte. Also ist es uns klar, daß der Bürger trocknen Fußes bei schlechtem Wetter nicht in der Stadt sich bewegen konnte, ja, kaum zu einem nachbarlichen Besuch kam es. Aus diesem Grunde trug jedermann Holzpantoffeln oder auch Filzschuhe. Lederschuhe (damals gab es nur nach Maß Schuhe, die sehr teuer waren) besaß durchschnittlich jeder Bürger nur ein Paar.

Wollten nun die „Damen und Herren der Gesellschaft“ trocknen und sauberen Fußes zur Audienz oder zu irgendwelchen Geschäften nach dem Schloß, so bedienten sie sich der Sänfte oder der Portechaise, der Stuhlträger. Mancher, der Pferd und Wagen, wie z. B. jeder Arzt, besaß, kam auch damit zum Schloß. Wie sah nun diese Sänfte aus? Es war eine Einmannloge, ein bedachter Stuhl mit rechts und links einem anzulegendem Tragebalken. Dieser Stuhl war innen gepolstert und hatte rechts und links zwei Fenstertüren. So konnte man sitzend das Leben und Treiben auf der Straße beobachten. Zwei Männer trugen diesen Stuhl, das war keine leichte Arbeit.

1797 erließ der Herzog ein Lohnreglement für die Portechaisenträger. Für alle bei „Hof tätigen Herrschaften“ standen auf dem Schloßflur eine Anzahl dieser Sänften bereit. Die Grenadiere der Schloßwache mußten als Träger fungieren. Natürlich hielten sich auch einige Bürger Sänften, die sich ebenfalls nach diesem Lohnreglement zu richten hatten. Wie lautete es?

1. Vom Schloß bis zu den sämtlichen auf der Burg gelegenen herzoglichen Gebäuden, als Komödienhaus, Hohbehaus etc 2 Groschen,
2. Vom Schloß bis auf den Markt 2 Groschen, bis zur See- oder Töpferstraße 4 Groschen,
3. In die erste Hälfte der Zierker-, Sassen-, Glambecker oder Strelitzer Straße 5 Groschen usw.

Den Grenadieren der Schloßwache stand der Verdienst dieser Stuhltragerei zu, auch wenn er in ihre Wachzeit fiel. Später lösten die Schloßdiener sie ab (1821). Die Tracht der späteren Träger bestand aus einem blauen Mantel mit rundem blauen Hut. Bis zum Jahre 1870, bis alle Straßen gepflastert waren, hat diese Sitte der Fortbewegung durch Sänften in Neustrelitz bestanden, dann wurden die „Stühle“ versteigert. Die Sänfte von Dörchläuchting kam ins Museum, weil sie besonders wertvoll im Rokokostil gebaut war. Sie ist mit dem Landesmuseum Ende des 2. Weltkrieges 1945 untergegangen.

## **7. Von alten Berufen in Neustrelitz**

Vor etwa 120 Jahren gab es mindestens 25 Handwerke und Gewerbe bei uns, die wir heute nicht mehr kennen und uns kaum noch vorstellen können. Deshalb wollen wir uns einige dieser „bürgerlichen Nahrung“ treibenden Berufe vorzustellen versuchen.

Der „Herbergier“ war der Mann, der eine kleine Herberge zur Heimat unterhielt, eine Schlafstelle für die sich auf der Wanderschaft befindenden Handwerksgesellen, für die Schausteller und fahrenden Kaufleute. Seiner Herberge war eine Schankstube angeschlossen, die von dem Herbergsvater und der Herbergsmutter gleichzeitig betrieben wurde.

Es arbeiteten u. a. in unserer Stadt: Bürstenmacher, Nagelschmiede, Seifensieder, Siebmacher, Kunstschleifer, Stuhlmacher, Kupferschmiede, Holzschuhmacher, Hutmacher, Handschuhmacher, Ziegler, Graveure, Pantoffler, Bleicher, Lohgerber, Schnürleibmacher, Blaudrucker und Färber, Gelbgießer, Posamentiere, Wachs- und Gipspoussierer, Stricker, Perückenmacher, Damastmacher, Leinweber, Zinngießer, Knopfmacher, Wasser- und Sandverkäufer, Gürtler, Glockengießer, Büchschärfer und Nadler. Sie alle arbeiteten fleißig, aber zu Reichtümern hat es keiner von ihnen gebracht.

In alten Häusern findet man oft noch handgeschmiedete Nägel, kleine Kunstwerke, in ihrer Scharfkantigkeit. Der *Kupferschmied* fertigte u. a. den Stolz jeder Hausfrau an: die schönen Kessel, Kannen und Krüge aus dem rotgoldenen Kupfer, die die Küchenborte unserer Großmütter zierten. Der *Gelbgießer* fertigte die herrlichen Kronleuchter und Tischleuchter mit den Lichtscheren, die Türklinken und Fenstergriffe sowie Schilder auf den Grabkreuzen an. Der *Ziegler*, von denen es hier sehr viele gab durch die große Radelandziegelei, war der Mann, der die Mauer- und die schönen Formsteine machte, auch die Dachziegel, die Biberschwänze.

Der *Copiist und Schönschreiber* hatte viel zu tun, denn er sorgte für die Werbebriefe der Kaufmannschaft, er schrieb Gesellen- und Meisterbriefe, die ein wahres grafisches Kunstwerk in ihrer Schrift- und Bildmalerei waren, er schrieb Bittgesuche an die Räte und Serenissimus selbst, die in ihrer Ausdrucksweise und Schönschrift ebenfalls eine Stilsicherheit in jeder Hinsicht verlangten. Seine Kundschaft setzte sich aus allen „Untertanenklassen“ zusammen.

Der *Lohgerber* machte die Tierhäute mit Lohe, die aus der Goldenbaumer Mühle geholt wurde, gar. Sein Kollege, der *Weißgerber*, bereitete die Felle weißgar zum Unterschied des anderen, der sie rotbraun ablieferte.

Die *Wasser- und Sandverkäufer* waren meist Originale der Stadt, die einen „harmlosen Dachschaden“ hatten und zu einem anderen Beruf nicht taugten.

Es waren „Fidschi und Zizeripupu“, von denen der verstorbene Studienrat Nahmmacher in seinen Erinnerungen so köstlich erzählt. Beide waren unentbehrlich für die Neustrelitzer Hausfrauen. Der Wasserträger mit seiner Dracht, an der zwei gefüllte Eimer weiches Wasser hingen, denn das harte Pumpenwasser lehnten die Hausfrauen zum Waschen ab, holte seine Vorräte aus dem Glambecker See. Was er für die 2 Eimer bekam, ist nicht mehr bekannt, jedenfalls sehr wenig, vielleicht auch nur einen Pamel (Semmel), womit Fidschi sicher auch zufrieden war. Zizeripupu fuhr seinen echten „*Hamburger Sand*“, wie er ihn auszuruft pflegte, per Pferd und Wagen durch die Stadt. Er hatte stets guten Absatz bei den Frauen, sei es, daß sie zum Scheuern der Metallgeschirre oder zum Streuen in Küche und Diele den Sand brauchten. Auch er war ein harmloser „Irrer“, der seinen Sand nicht von Hamburg bezog, sondern von Zierke holte.

Der erste *Chronist der Stadt, A. H. v. Kamptz*, teilte die Bürger der Stadt in vier Gruppen ein: zur Gruppe eins gehörten die am Hof Angestellten, die herzoglichen Bedienten. Diese besaßen damals 116 eigene Häuser und machten an Einwohnern etwa 850 Personen aus. Zur Gruppe eins gehörten u. a. der Hofmarschall, der Präsident, die Kammerherren, Hofjägermeister und Förster, Büchsenspanner und Holzwärter, die Regierungsräte und Kanzleisekretäre, die Kammerdiener und Lakaien, Pagen und Läufer, die Mundschenke und Küchenmeister, die Kaffeesieder und Kellerknechte, die Feuerböter und alle Hofmusiker.

Zur Gruppe zwei gehörten nach seiner Ansicht die „Kapitalisten“, die von ihrem Vermögen als Rentier lebten, es waren sehr wenige. Wieviel es waren, schreibt er nicht, aber er vermerkt, daß sie etwa 12 000 Taler jährlich zu verzehren hatten. Sie besitzen zusammen 8 Häuser.

Zur dritten Gruppe gehörten die Bürger, die eine Profession betrieben, die Handwerker. Sie machen zwei Drittel aller Einwohner der Stadt aus. Sie besitzen 180 Häuser. Zu diesen „Bürgerliche Nahrung“ Betreibenden gehören auch die Krämer und Kaufleute, die Gasthausbesitzer und der Apotheker, aber auch die Intelligenz: Lehrer, Ärzte, Advokaten, Künstler, die zahlenmäßig etwa 22 Personen ausmachten. Insgesamt arbeiteten damals 273 Handwerksmeister in der Stadt, die 43 verschiedene Gewerke betrieben! Schuster, Maurer, Tischler standen zahlenmäßig an der Spitze. Reine Ackerbürger gab es überhaupt nicht in Neustrelitz, wohl aber hatten manche einen kleinen Fuhrbetrieb.

Zur vierten Gruppe gehörten die Mietsleute oder ungelernete Arbeiter, die Tagelöhner, die im Tagelohn arbeitenden Personen männlichen und weiblichen Geschlechts. Sie ernährten sich von der Hände Arbeit und werden die Zahl 250 nicht überstiegen haben.

## **8. Von Bartscherern und Chirurgen zweiter Klasse**

Eine besondere Zunft war die der Bader, die neben dem Bartscheren auch die niedere Chirurgie betrieben, wie Aderlassen, Schröpfen, Zahnziehen, Hühneraugen operieren und dem Chirurgen erster Klasse, also dem Arzt, assistierten.

In Neustrelitz war Friedrich Wilhelm Wagner vor 180 Jahren Vorstand und Ladenmeister dieser Zunft (Ahne der Autorin A. Wagner).

Die Bader und Chirurgen zweiter Klasse bildeten auch Lehrlinge aus, die Lehrzeit betrug drei Jahre, und vor dem Medizinalkollegium mußten sie ihre Gesellenprüfung ablegen. Wie es heißt, wurden nur Lehrlinge angenommen, die die deutsche Sprache „fertig sprechen und schreiben konnten und die es in der lateinischen Sprache bis zum erträglichen Übersetzen und Verstehen eines leichten Schriftstellers gebracht hatten“. Gymnasium oder Realschulbesuch war nötig. Außerdem wurden die Lehrlinge vom Medizinalkollegium in Anatomie und lateinischen Fachausdrücken der Medizin unterrichtet. Ein Bader mußte anatomische Kenntnisse haben und als „Untergehilfe“ des Arztes die lateinischen Ausdrücke verstehen, da der Arzt es ablehnte, dem Untergehilfen während einer Konsultation Erklärungen zu machen.

Nach der abgelaufenen Lehrzeit unterzog sich der Baderlehrling der Prüfung. Sein Gesellenbrief war eine großartige Urkunde mit der Unterschrift des Lehrherrn, des Bürgermeisters und des Physikus. „Wir geschworenen Alterleute und sämtliche Mitkollegen der wissenschaftlichen Wundarzneikunst in der Residenzstadt Neustrelitz tun nebst Anerbietung unserer bereitwilligsten Dienste nach jedem Standes Gebühr, kraft dieses hiemit kund, dass vor uns erschienen, der ehrbare und wohlgeachtete Christian P., welcher bei unserem Mitkollegen. . . sich in seinen Lehrjahren ehrlich, fromm und getreu gegen seinen Lehrherrn und gegen jedermänniglich verhalten, wie es einem jeden rechtschaffenden Lehrling wohl anstehet und gebühret. . .“

Wollte sich nun ein Geselle nach den üblichen Wanderjahren in seiner Vaterstadt selbständig machen, so war das sehr schwierig. Einmal sah man eine neue Konkurrenz in dem jungen Kollegen, zum anderen aber mußten viele Instanzen erst ihr Einverständnis dazu geben und seine Fähigkeiten bestätigen: der Rat der Stadt, die Landesregierung, die Gilde der Bader, etliche Kundschaft. War er ein simpler Bartscherer, wie es hieß, so hatte er keine Aussicht. Besonders entscheidend war sein Talent für die niedere Chirurgie, in dieser waren die meisten ungeschickt und rechte Stümper. Es wurde ihnen meistens die „Unverwerflichkeit ihrer Geschicklichkeit“ nicht bescheinigt. So mußte er denn als simpler Bartscherer sich seinen Unterhalt verdienen.

## **9. Mühlenallerlei**

Schon 1733 war die erste Windmühle vor dem Glambecker Tor (heute Mühlenstraße) von dem Altstrelitzer Müller Zimmermann gebaut. In rascher Folge werden in seiner Nähe und vor dem Zierker Tor weitere Mühlen errichtet. Auch eine Wassermühle am Ende der Zierker Straße wird am Borngraben und Mühlenteich in Betrieb genommen. Durch die unterirdische Entwässerung fehlte ihr im Sommer oft die Triebkraft, und der Müller mußte eine Schneckenmühle dazu einrichten. Durch Unvorsichtigkeit des Müllerburschen, der mit der Waffe in der Mühle auf Rattenjagd war, wurde die Mühle in Brand geschossen und brannte ab.

Aber es standen vor dem Zierker Tor noch eine Holländer- und eine Bockwindmühle, die erst 1860 und 1908 das übliche Schicksal der Mühlen erlitten und abbrannten. Die auf

dem Mühlenberg fielen einem schweren Orkan zum Opfer. Diese Mühlen vor der Stadt boten den Malern stets ein willkommenes Motiv für ein schönes Panorama der Stadt, sei es in Öl, Aquarell oder Bleistift. Noch heute gibt es Briefbogen in Lithographie, die Neustrelitz von Zierke aus zeigen: drei kleine Pappelalleen, die Mühlen und im Hintergrund erhöht die Stadtkirche mit dem „Botterfat“, dahinter malerisch der Tiergarten als Baumsilhouette.

Oben bei den Glambecker Mühlen, so nannte man sie damals, rastete Feldmarschall Blücher im Herbst 1806 nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, als er mit den Yorkschen Truppen durch Mecklenburg eilte. Eine alte Frau aus dem Borchertschen Hause reichte ihm auf einem Zinnteller Semmel. Der Teller ist als historisches Exponat erhalten und befindet sich im Museum der Stadt Neustrelitz.

1859 errichteten Kaufmann Koner und Müller Zanzig am Glambecker See eine Mühle mit späterem Sägewerk, die aber Ende des 19. Jahrhunderts auch durch Brand ihr Ende fand. Später wurde dort die erste Konservenfabrik errichtet.

1854 baute ein Kaufmann Hellmann aus Hamburg am heutigen Hafengelände eine Dampf-, Mehl- und Ölmühle, die später in Schüderschen Besitz übergang, heute aber nicht mehr in Betrieb ist.

Stets wurden die Mühlen von einem Privatunternehmen gebaut, aber das nötige Baumaterial lieferte meist kostenlos die herzogliche Kammer.

So war die Mühle anfangs dem Müller in Pacht gegeben. Die Pacht war aber nur gering und nach kurzer Zeit bekam der Müller die Mühle in Erbpacht, außerdem wurden ihm die Zwangsmahlgäste der Stadt zugewiesen. Meistens betrieb ein Müller mehrere Mühlen, so auch in Neustrelitz. In Altstrelitz gab es die Wassermühle an der Domjuch, die die älteste mit im Lande ist und Mitte des 19. Jahrhunderts von dem Reform- und Demokraten Lehmann geleitet wurde, der ein Freund von Sanders und Glaßbrenner war. Auf dem Strelitzer „Möllenbarg“ standen zwei Windmühlen, der Unterbau der einen ist heute noch erhalten. Außerdem gab es noch eine sogen. Binnenmühle, die durch das Wasser der „Bäk“ oder Stendlitz getrieben wurde.

Mit der Errichtung der Dampfmühlen am Zierker See auf dem Gelände der bisherigen Bleiche und nach dem Bau des Kammerkanals und einiger Scheunen sowie der Verbindung des Zierker Sees mit der Woblitz und der Schiffbarmachung weiterer Havelgewässer kam der Schiffsfahrtsbetrieb mächtig in Gang. Kornhändler und Kaufleute ergriffen die Initiative zur Errichtung großer Speicher. Zwei Warener Bürger, Stüve und Behn, bauten durch großzügiges Entgegenkommen des Kammer- und Forstkollegiums (unentgeltlicher Bauplatz und sehr billiges Baumaterial) zwei große Speicher 1842–1846. Kornhändler Giese baute 1865 einen dritten Speicher auf dem Hafengelände am Zierker See.

## **10. Der Gänsemarsch über den Markt**

1766 schlägt der Ministerpräsident Zesterfleeth seinem Herzog Adolf Friedrich IV. vor, einen Gänsehirt einzustellen, der die Gänse der Bürger und auch die der Hofbedienten in einer Herde täglich zur Weide bringt und dort hütet.

Serenissimus willigt ein, es findet sich auch ein Hirte, der mit seinen fünf Kindern dieses Geschäft übernehmen will. Er schlägt vor, daß seine Kinder die Gänse der Bürger jeden Morgen und Abend aus den Häusern der Bürger zum Markt führen, dort würde er sie in Empfang nehmen und auf die Weide führen, abends würden seine Kinder sie vom Markt aus wieder in die einzelnen Häuser bringen. Für drei Schilling pro Gans und Saison, von Ostern bis Michaelis, hat der Hirte nun jahrelang dieses Geschäft gewissenhaft durchgeführt. Aber plötzlich verstarb er, ein Nachfolger fand sich nicht, das Angebot war sehr schlecht. Denn nicht jeder hatte 5 Kinder, die die schwierigste Arbeit abnahmen. Die Bürgermeister waren in großer Verlegenheit deswegen, da der eventuelle neue Hirt überzeugende Argumente bei

diesem schlechten Geschäft ins Feld führte: wenn er sich erst jede Gans aus dem Stall der acht Straßen holen müsse, käme er erst mittags auf die Weide und abends vor Mitternacht sei er nicht fertig mit seinem Geschäft, außerdem wäre es leichter, eine Herde Schweine als Gänse zu hüten, weil die Gänse so oft zu fliegen begönnen, ein Teil hierhin, der andere dorthin flöge, er können so schnell gar nicht nachkommen – schon hätten sie irgendwo Schaden angerichtet! So wurde denn beschlossen, daß in Zukunft jeder seine Gänse auf den Markt zu bringen habe und abends sie auch dort wieder abzuholen habe. Für den Küster der Stadtkirche muß es ein lustiger Anblick gewesen sein, wenn er sich das Bild aus einem Fenster der ersten Empore abends mit ansah und der Gänsehirt sein Signal der Ankunft über den Markt erschallen ließ. Welch ein Geschnatter der im Gänsemarsch hereinspazierenden „Pensionsgäste“ wird es gewesen sein!

## 11. Der gefürchtete Bettelvogt und das Tagelöhnerelend

Das 18. Jahrhundert, das sehr unter den Nachwehen des 30jährigen Krieges und auch unter dem Nordischen Krieg im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts zu leiden hatte, da Mecklenburg gehörig verwüstet, geschleift und Mensch und Vieh unaussprechlich dezimiert wurden, hinterließ unter den Überlebenden große Armut. Als man sich von allem zu erholen versuchte, waren schon wieder die Preußischen Werber da, die gerade die arbeitsfähigen Männer aus Stadt und Land holten, denn Friedrich II. brauchte für seinen Krieg tüchtige Soldaten. So kam es, daß viele Menschen sich aus ihrer Trostlosigkeit, Armut und Invalidität nicht wieder erholen konnten und in die Häuser gingen und um eine „milde Gabe“ baten, denn Rentenversorgung oder Altersheime gab es damals noch nicht; wenn sie eben nicht verhungern wollten, blieb ihnen nur die Bettelei in Stadt und Land übrig. Natürlich machte das Schule, und es haben sich vielleicht auch asoziale Elemente darunter eingeschlichen, die die allgemeine Situation ausnutzten.

Zwar hatte der Herzog das Armenwesen „geregelt“, es gab eine Armenkasse, die jedem Armen, der registriert war, eine kleine Unterstützung gab. Jedoch sie war zum Sattwerden zu klein, zumal wenn Frau und Kinder auch davon leben wollten. Die Bürger beschwerten sich ob der anhaltenden Bettelei, so daß die Regierung ein Verbot des Bettelns erließ. Das Verbot hatte aber keinen Erfolg. So wurde ein Bettelvogt eingestellt, der die Armen scharf überwachte und die Häuser nach Bettlern kontrollierte. Er war ein gefürchteter Mann und trug Uniform, mußte bei seiner Bestallung einen Eid ablegen, daß er nicht dulden werde, daß Arme in der Stadt herum Betteln, daß er sich nicht von den Armen bestechen lassen wolle mit Geld oder Geschenken und daß er mit dem Gehalt von 12 Talern im Jahr zufrieden sei – und – daß er die Stadt nicht ohne Erlaubnis verlassen werde. Zu seinem Gehalt bekam er noch freie Wohnung, Holz und Torf und die Uniform.

Unbelehrbare Bettler lieferte er in dem Landesarbeitshaus in Altstrelitz ab, wo sie mit einem dazu gehörigen Willkomm (einer Prügelstrafe) empfangen wurden.

Noch einige Begründungen zur Entstehung der Armut. Es wurde schon erwähnt, daß der 30jährige Krieg mit seinen Verwüstungen, Seuchen und der Invasion der Schweden und Kaiserlichen viele Menschen heimatlos, krank und arm gemacht hat. Von 300 000 Einwohnern waren 50 000 übriggeblieben. Der Nordische Krieg und dann der Mecklenburgische Bauernkrieg von 1733 folgten. In zerfallenen Hütten vegetierten die Menschen. Die verwaisten Bauernhufen wurden den Grundbesitzern zugelegt. Die Nachprüfungen von Amts wegen ergaben: ist nicht auffindbar oder hat nichts gesät, hat kein Vieh, weder Wagen noch Pflug! Die noch vorhandenen Bauern gerieten in Abhängigkeit vom Grundherrn und der Leibeigenschaft waren Tür und Tor geöffnet.

So wurde 1645 die „Gesinde-, Tagelöhner-, Paur- und Schäfferordnung“ verabschiedet, die zum Inhalt hatte, daß dieser ganze Personenkreis samt Frau und Kind *ihrer Personen selbst nicht mächtig seien* und sich ohne Bewilligung des Herrn nicht vom Hof weggeben dürften, also nicht kündigen und auch nicht ohne Einwilligung des Herrn heiraten dürften.

Dazu war dann 1621 dem Grundbesitzer noch das Recht gegeben, den Bauern zu legen, d. h., daß er dessen Hufen zu seinem Hof zuschlagen konnte.

So nahm die Unterdrückung ihren Lauf. Es rechnete der *Leibeigene zu den* „Werkzeugen“, ohne die die Landwirtschaft nicht gehörig bestritten werden kann“ oder wie Johann Rist sich äußerte, *daß man die zum Ackerbau nötigen Instrumente in laute (der Mensch), in halblaute (das Tier) und in stumme (die Ackerwerkzeuge) Instrumente einteilt.*

Dazu kam dann noch die *Prügelstrafe bis zu 60 Schlägen* mit einem „Röhrchen“ von 1 ½ cm Durchmesser, die bis zum Jahr 1853 in Kraft war. Auch die Flucht der Tagelöhner wurde mit hoher Leibes- und Lebensstrafe geahndet. Der Grundherr konnte sogar seinen Leibeigenen für 80 bis 100 Taler verkaufen. In Mecklenburg begann 1808 der Schweriner Herzog Friedrich Franz I., Vorschläge zur Aufhebung der Leibeigenschaft zu machen, aber die Ritterschaft verstand durch geschickte Manipulation diese Bemühungen während der Franzosenzeit in die Länge zu ziehen.

Außerdem war der *Landesgrundgesetzliche Erbvergleich* von 1755 ein großer Hemmschuh, dieses „sonderbarste“ Staatsgrundgesetz der ganzen „Christenheit“ mit seinen 530 Paragraphen, denn in ihm waren ja die „wohlerworbenen Rechte der Ritterschaft“ fest verankert. Zwar wurde jetzt das Bauernlegen eingestellt, aber die Freiheit der Tagelöhner wurde nach abermals 7 Jahren erst (1821) verwirklicht. Und nun erklärt sich das Paradoxe der Aufhebung der Leibeigenschaft. Zwar war der Tagelöhner frei, aber doch ohne Grundbesitz. Es konnte seinen Herrn verlassen, aber damit war er heimatlos, denn wenn er keine neue Arbeit und Unterkunft fand, nahm ihn weder die Stadt noch irgendeine Landgemeinde auf, denn die Fürsorgepflicht bei Krankheit wollte niemand übernehmen. Sollte sich nun etwa der Tagelöhner seine einstigen Hufen von der Ritterschaft zurückkaufen? Nein, sie sollten ihm als Eigentum verliehen werden, jedoch die Ritterschaft meinte, daß sie dazu kein Recht habe, das könne nur der Großherzog. Das Tauziehen darum verlief sich im Sande. So standen also zwei Gespenster dem freien Tagelöhner jetzt vor Augen: die Kündigung und Besitzlosigkeit und dazu die Heimatlosigkeit. Da ließ sich der Herzog die neue Armenordnung einfallen. Städte und Gutsherrn hatten Zwangsbeiträge in die Armenkasse zu zahlen. Das Heimatrecht war aber in ihr nicht klar verankert und die Städte und Gutsherrn haben in fast allen Fällen nie klar ermittelt, wer für den frei gewordenen Tagelöhner nun Armenunterstützung zu zahlen hatte, wenn er als Kranker in die Stadt kam oder keine Festlegung des Heimatrechtes vorgenommen war. So standen dann Riesenhindernisse dem freien Tagelöhner im Wege, weil seine Niederlassung an einem anderen Ort kaum zu erlangen war, und so kam es, daß diese Freien von Ort zu Ort zogen und wenn sie Krankheit überfiel oder sie bei der Bettelei erwischt wurden, traf sie das Los des Landarbeitshauses, damit hatten sie denn endlich ein Dach über dem Kopf, aber neue Unfreiheit und Sorgen.

In Neustrelitz befand sich das Landarbeitshaus in der jetzigen Strafanstalt zu Altstrelitz, es wurde 1790 erbaut. Dieses Haus war schon damals für Kriminelle als Gefängnis, für die obdachlosen Tagelöhner und für Geisteskranke eingerichtet.

## **12. Körperpflege und Leibesertüchtigung schon vor über 165 Jahren**

1815 hatte schon der herzogliche Leibmedikus Dr. Hieronymi in einer Denkschrift die Anlage eines Badehauses für überaus wichtig empfohlen. Er begründete dies damit, daß nach den Befreiungskriegen die Körperpflege und Leibeserziehung, besonders durch Ludwig Jahns Turnbestrebungen, großen Aufschwung genommen hätten. So wurde auch in Neustrelitz 1816 schon ein Turnplatz nach Jahns Vorschriften in der Nähe des Glambecker Sees angelegt. Auch ein kleines Turnhäuschen mit Säulenvorhalle wurde dort gebaut. 1817 wurden die ersten Wettkämpfe mit den Neubrandenburgern und Friedländern gegen die Berliner Turner unter Jahns Aufsicht durchgeführt. Die Neustrelitzer Turner gingen als Sieger daraus hervor, obwohl sie in der Minderheit waren.

Die Idee, ein Badehaus einzurichten, stammt von dem rührigen Kammerrat von Kamptz, die er in einer Denkschrift an den Großherzog Carl niederlegte. Mit ihm zusammen arbeiteten die Neustrelitzer Ärzte Dr. med. Glaesel und der Kreisphysikus Götz. In dieser Denkschrift empfiehlt Kamptz im Zuge der Körperertüchtigung und der gesundheitlichen Betreuung der Bürger, eine Kalt- und Warmbadeanstalt am Zierker See zu errichten. Gegenüber den letzten Häusern in der Seestraße sei der geeignete Platz dafür. Da aber dieser Grund und Boden Domanium (fürstlicher Besitz) war, bittet der Initiator um Überlassung des Grund und Bodens. Außerdem hatte der Hoffischer Schnell hier ein 136 Quadratrußen großes Gartengrundstück, so mußte auch hier Ersatz geschaffen werden für den Fischermeister. Als Architekt war der bekannte Landbaumeister Dunkelberg gewonnen worden. Der fortschrittliche Großherzog Carl, der für alle Körperkultur sehr aufgeschlossen war, ging sofort auf die Idee ein und stellte das Gelände und das Baumaterial kostenlos zur Verfügung, allerdings wurde zur Bedingung gemacht, daß das Haus mit seinen Pertinenzien stets für diesen guten Zweck genutzt werden müsse.

Dr. Glaesel hatte die Kühnheit zu bitten, als Badearzt angestellt zu werden mit dem Titel eines Sanitätsrates, da ja auch sehr viel medizinische Bäder verabfolgt werden sollten: Stahl-, Schwefel-, Moor-, alkalisch-aromatische Bäder. Sein Gesuch wurde aber abschlägig beschieden, jedoch die medizinischen Bäder wurden durch einen Bademeister verabfolgt.

Der Großherzog Georg stellte jährlich (Herzog Carl starb 1816) 72 m Holz kostenlos zur Verfügung für die Warmbäder. Nach dem Tode von Kamptz wurde das Haus zu Stadtrecht gelegt, und die Stadt führte alles weiter. Etwa 40 Jahre florierte diese Einrichtung gut. 1857 lesen wir in der Neustrelitzer Zeitung in einem Inserat vom 12. April:

Verkauf des Badehauses  
in der Nähe befindliches Badeschiff mit 6 Abt.  
warme und kalte Bäder  
8 Badezimmer, 1 Salon, geräumige Küche  
oben 2 Stuben, Dachkammer etc.  
Badegarten mit Insel  
3 Porzellan-, 1 Zinkwanne, 1 Kupfer-, 1 Holzwanne  
Kupferne Kessel nebst Blase, 19 Messinghähne  
Zinkpumpen, Kupferne Dusche  
Gebot 3420 Taler, Forderung 7000 Taler

Da sich kein Käufer fand, zahlte der Fürst 1859 für das Objekt 4000 Taler. Der Badebetrieb wurde dann wieder fortgesetzt mit den nötigen Zuschüssen, denn z. B. hatte die Anstalt 1873: 852 Taler Ausgaben bei nur 516 Talern Einnahmen, während das Jahr darauf 852 Taler Einnahme bei 726 Talern Ausgabe waren.

An Arme und Kranke wurden die Bäder stets kostenlos abgegeben. Dafür sorgte der tüchtige Arzt (des Krankenhauses) Dr. Rudolphi. Dr. Götze und Dr. Roggenbau verordneten vor allem Moorbäder für die vielen Rheumakranken.

Wie sah nun das Badehaus im Innern aus. Es war unter dem tüchtigen Baumeister Dunkelberg zu einer kleinen Kostbarkeit gestaltet worden: Deckengestaltung mit Sternenschmuck, reich modellierter Stuckfries von dem Bildhauer Wolff mit Delphinen und Muschelwerk, schmiedeeiserner Wandleuchter mit Schlangenanarm vom Bildhauer Schatz, stilreine Empiremöbel mit Schlangemotiv (dem Zeichen des Aesculap, des Gottes der Heilkunde) schmückten den großen Saal.

An das Badehaus schloß sich der Badegarten an mit kleinem Teich, einer Rosenlaube und kleinen Brücke, die zu einer künstlich geschaffenen Badeinsel führte.

Unmittelbar mit diesem Badehaus stand schon seit 1828 eine Freibadeanstalt, ein sogen. Badeschiff (4 × 15 m), das im Zierker See lag, in Verbindung. Es enthielt 6 Kabinen, die mit einem stoffbezogenen Bretterboden, der auf dem Seegrund befestigt war, ausgelegt



waren. Außerdem gab es eine Gondel mit Segelvorrichtung, und ein Kahn war mit dem Badeschiff verbunden. Von dieser ganzen fortschrittlichen Freibadeanlage können wir uns heute kaum eine Vorstellung machen. Wilhelm Riefstahl hatte ein Aquarell davon gemacht, das im Landesmuseum hing, aber 1945 auch mit untergegangen ist.

In der selben Zeit konnten dann noch die couragierten Lebensreformer russische Dampfbäder in unmittelbarer Nähe nehmen. Dafür hatte der Tierarzt Dr. Genzke, Seestraße 17, gesorgt. Er hatte 1828 auf seinem Grundstück eine Sauna eingerichtet, die auch bis zum Jahre 1870 in Betrieb gewesen sein soll. Der rührige Genzke entdeckte dann noch auf seinem Hof eine Schwefelquelle, die zu einer Brunnenkur die Badegäste hätte verlocken können. Alles in allem stand dem Erholungssuchenden nichts im Wege, die Ärzte rieten damals sogar von einer teuren Badereise ab und empfahlen dringend die verschiedenen Einrichtungen am Zierker See. Welch eine außerordentliche Arbeit aber war es mit der Warmbadeeinrichtung; wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das Wasser aus der Pumpe dazu geholt werden mußte und auf dem Herdfeuer warm gemacht werden mußte, denn Wasserleitung und elektrische oder Gasbeheizung gab es doch noch nicht!

### 13. Leben und Treiben auf zwei Stadtseen

Der Glambecker See mit seiner Tiefe (29 m) und den jäh abfallenden Ufern war von jeher eine Gefahr für Nichtschwimmer und auch für die Schlittschuhläufer, und er forderte fast jedes Jahr sein Opfer.

Nachdem sich mehrere Unglücksfälle ereignet hatten und der Bleicher unten am See nicht stets ein Auge auf die Jugend, die sich an den Ufern zu schaffen machte, haben konnte, wie es ihm eigentlich aufgetragen war, wurden vom Rat der Stadt drakonische Maßnahmen erlassen: Baden im Glambecker See und „Schlitt-Schuh-Laufen“ ist bei 5 Taler Strafe verboten! Daraufhin wurde der Pachtfischer am Zierker See beauftragt, eine geeignete Freibadestelle auszumachen und mit Pfählen abzustecken. Dort wurde dann das schon genannte Badeschiff in See gelassen.

Am Glambecker See wurde eine Militärbadeanstalt gebaut. Ein Unteroffizier erklärte sich bereit, dort der Neustrelitzer Jugend Schwimmunterricht zu erteilen.

Im Winter war es aber auf dem Zierker See, wenn er zum Eislaufen freigegeben wurde, auch sehr lebhaft. Zwei Arbeiter stellte der Rat der Stadt zur Verfügung, die die Eisbahn zu betreuen hatten. Es wurden Benutzerkarten ausgegeben für die ganze Saison, die für die Jugend 50 pfg. kostete, und die Tageskarte kostete 5 pfg. Die Schulleitungen gaben diese Karten aus und rechneten mit dem Rat der Stadt ab. 1883 machte der Sportmeister Thieme Verbesserungsvorschläge: er wollte Bänke aufstellen und Garderobenständer und einen Bretterboden für die Wartenden wegen der kalten Füße. Auch wurden Schlittschuhe leihweise zur Verfügung gestellt. Von morgens 8.00 bis abends 6.00 war die Bahn frei. Arme Kinder konnten umsonst laufen. Für die „älteren Herrschaften“ stellte er einige Stuhlschlitten zur Verfügung. Diese Neuerungen von Thieme wurden begeistert aufgenommen, und der Rat der Stadt übertrug ihm die gesamte Eisbahn in eigener Regie. Um die Sicherheit zu garantieren, mußte er noch 4 Bretter, 1 Stange und eine Doppelleiter anschaffen und ein städtischer Kahn mußte in der Nähe stehen. Nach einigen Jahren belebte er seine Eisbahn neu: er hatte sich ausgedacht, abends bei Fackelschein bis 10.00 Uhr die Bahn geöffnet zu lassen, außerdem wurde ein großes Feuerwerk abgebrannt zum Schluß der Saison. Die Anschnallbänke befanden sich vor „Neu Helgoland“. Daneben hatte sich ein Konditor einfallen lassen, zwei Buden zur allgemeinen Stärkung aufzuschlagen, eine mit Berliner Pfannkuchen und eine mit heißem Punsch. Damit die Attraktion vollendet werde, traten einige Musikanten auf und gaben Wiener Walzer zum Besten, nach denen dann das „Holländern“ erst richtig vor sich ging. Sie hatten ihr kleines Orchester auf einer dicken Strohschütte aufgeschlagen. Es war ein frohes, belebtes Bild an klaren Wintertagen auf dem Zierker See und dazwischen Thiemes „Nordpolfahrgestalt mit dem bartumwucherten

zerfurchten Gesicht, dem runden Pudel auf dem Kopf und den dicken Stiebeln an den Beinen“, wie Karl Nahmmacher ihn in seinen Erinnerungen zeichnete. Ab und zu donnerte seine mächtige Stimme über den See: „keine Hümpels bilden, meine Herrschaften, von wägen dat Iis“! Bis zum Jahre 1891 hat Thieme als beliebter „Vater Frost“ hier seines Amtes gewaltet.

#### 14. Allerlei Märkte

Eine große Rolle im wirtschaftlichen Leben unserer kleinen Stadt spielten seiner Zeit die Märkte, ganz besonders für die Landbevölkerung. Neustrelitz hatte jährlich 4, später nur 2 Märkte. Neustrelitz hielt nur Krammärkte ab, Vieh- und Pferdemärkte gab es in Altstrelitz, ebenso die bekannten Wollmärkte. Jede Stadt bemühte sich eifrig um die Privilegien zu den verschiedenen Märkten, denn die Markttagge brachten immer gute Einnahmen für die Stadt und alle Gastwirte, die Torschreiber usw. Alle auswärtigen Handelswaren mußten verzollt werden und  $\frac{2}{3}$  des Zolls floß in die Kämmereikasse.

1860. Marktleben in Neustrelitz. Es ist für uns heute kaum vorstellbar, daß 336 Aussteller mit Buden und Tischen sich auf dem Markt und in den ersten Häuserreihen der Zierker, Glambecker und Töpferstraße tummelten. 3650 Schritt Fläche, wird berichtet, hatten die Handwerker und Händler besetzt, allein 185 Aussteller standen in der Glambecker Straße. In der Gutenbergstraße standen die Bäcker und Konditoren.

27 verschiedene Handwerkszweige hatten ihre Produktion ausgestellt. Am stärksten waren die Schuster vertreten mit 131 Meistern und Ständen, die Bäcker belegten 32 Stände, die Tuchmacher 17, die Weber 14, die Kammacher 3, die Messerschmiede 3, die Aalverkäufer 10, die Buchbinder 3 usw.

Jedermann trieb Vorratswirtschaft, denn schnelle Belieferung durch den Eisenbahntransport gab es noch nicht, die Markttagge waren die günstigste Gelegenheit zum Einkaufen im Jahr. Der Pfingst- und Weihnachtsmarkt spielten die Hauptrolle.

Zu den musikalischen „Genüssen“ gehörte die Ankündigung des Marktes ein bis zwei Tage vorher durch den Leierkastenmann oder den „wilden Italiener mit seinem Tanzbären“ oder die Böhmisches Bergmannskapelle. Sie leiteten die drei interessanten Tage ein. Sie wiesen bei der Eingabe um Spielerlaubnis beim Rat der Stadt auf ihr neuestes Repertoire und die vorzüglichen Instrumente hin. Manchmal führten sie auch eine große Leinwand mit sich, die mit schaurigen Szenen bemalt war. Wenn der Spielmann sie entrollte und an einer Stange befestigte, konnte man schon das rollende Arioso: „eine traurige Geschichte, die sich zugetragen hat . . .“ vernehmen. Oft zeigten sie Naturkatastrophen oder ein schreckliches, von Sadismus triefendes Verbrechen, ohne sich dabei an die historische Wahrheit zu halten. Jedoch waren diese Moritätensänger die lebende Illustrierte Zeitung der Gegenwart. Diese dick aufgetragene Bildberichterstattung vermittelte einen Teil der Weltereignisse. So wurden hier auch die Greuelszenen des verruchten Gutsbesitzers Haberland aus Matzdorf gezeigt. Haberland, der aus Geiz, Habsucht und Hang zur Menschenschinderei um 1839 seine ganzen Leute zu einer wilden Todesorgie veranlaßt hatte, bis er selbst zu Tode geprügelt wurde.

Weniger sensationell waren die böhmischen Bergmannskapellen, die jahrelang in Neustrelitz mit ihrer beliebten Musik auftraten. Diese 5 Mann kamen aus dem Ort Gottesgabe. Oft reiste mit ihnen eine Gruppe, die ein mechanisches Bergwerk vorführte, das auch bei uns großes Interesse fand. – Die italienischen Tanzbärenführer waren der Spaß für die Jugend. Mit Tamburin und Kastagnetten tummelte sich der Bär an der Leine seines bunt gekleideten Herrn. Oft hatte er auch einen kleinen Affen bei sich, der ein kleines rotes Fez auf dem Kopf trug. Natürlich fehlten auch die Guckkastenmänner und die Puppenspieler nicht auf dem Weihnachtsmarkt. Die Spielzeughuden waren die Attraktion für alle Kinder mit ihren Hampelmännern, Zinnfiguren, geschnitzten Tieren und Menschen, bunten

Glasbläsereien und vor allem mit den unvergeßlichen Neuruppiner Bilderbogen. Verlockend waren auch die Pfefferkuchenbuden des großen Braunschweiger Fabrikanten Schaffair, die im Eingang der Gutenbergstraße standen.

## **15. Postkutsche und Postalisches Allerlei**

Bis zur Eröffnung der Nordbahn fuhr zweimal täglich eine Personenpost von Neustrelitz nach Berlin und Neubrandenburg. Mit Wesenberg, Mirow und Penzlin bestand eine einmal tägliche Personenpostverbindung und viermal wöchentlich fuhr eine Personenpost nach Feldberg und Woldegk. Und man staune! Sechsmal täglich fuhr der Pferdebus von Neuen nach Alt-Strelitz und wieder zurück. Der Preis dafür war derselbe wie heute 25 Pfg. pro Fahrt! Der Preis auf den inländischen Postkursen betrug nach heutigem Geld umgerechnet für eine Meile = 7,5 km 80 Pfg. Die Nachtpost betrug 20 % mehr. Man muß jedoch beachten, daß diese 80 Pfg. vom Reallohn her etwa 8,- M unseres heutigen Geldes entsprachen.

Das Neustrelitzer Postamt befand sich in der Strelitzer Straße 1. Es gab damals Reit- und Fahrposten. Eine gewisse Konkurrenz war der Briefpostverkehr, den Bekannte und reisende Kaufleute mitmachten, wenn sie freundlicherweise die Briefe besorgten. Es war jedesmal ein Staatsakt, die Postgebühren eines Briefes zu berechnen, billig wurde das nie. Dabei mag Inspektor Bräsig als Zeuge auftreten, als er beim Stavenhagener Postamtsleiter einen Brief nach Paris aufgeben will, und der Postmeister den Brief von vorn und hinten betrachtet und sagt: „so was kömmt hier gar nicht vor, unterm Taler kann ich das nicht machen!“ Und gar ein Brief nach Amerika soll 20 Taler gekostet haben!

Die Besetzung der Neustrelitzer Post bestand aus vier Mann ohne die fahrenden Postillone und Postknechte, d. h. die auf dem Sattelpferd sitzenden Postreiter. Ein Postmeister, ein Sekretär und zwei Briefträger besorgten die ganze Neustrelitzer Post. Die Briefträger stempelten ihre Briefe selbst ab, sortierten sie und trugen sie dann aus. Zweimal täglich. Briefmarken gab es erst 1864 in Mecklenburg Strelitz. Briefkästen gab es auch erst später, man trug seinen Brief zur Post, gab ihn am kleinen Schalterfenster ab und entrichtete dafür die Stempelgebühr. Der Briefträger kassierte dann noch beim Empfänger die Zustellgebühr von einem Witten oder einem Dreier. Ein Brief nach Berlin kostete z. B. zwei Silbergroschen und einen Dreier Zustellgebühr. An Trinkgeldern für den Briefträger wurde nicht gespart, darauf war der Briefträger wegen seines kleinen Gehaltes auch angewiesen.

Bis 1834 unterstand das Neustrelitzer Postwesen noch dem herzoglichen Forst- und Kammerkollegium. 1843 wird schon von einem herzoglichen Hofpostamt gesprochen. 1850 wird erstmalig in Neustrelitz eine Zentrale Postkasse genannt, die sich bis 1866 als solche hielt. Danach ging das Postdepartement, wie es sich dann weiter nannte, auf den Norddeutschen Bund über.

Die gemieteten Posträume der Strelitzer Straße wurden aufgegeben, und die Münze in der Schloßstraße wurde zu einem Hofpostamt umgebaut. 1870 fiel die Bezeichnung Hofpostamt weg und das Postamt Neustrelitz begann sich zu entwickeln.

1871 wurde mit der Landbriefzustellung in Neustrelitz begonnen. 1875 mit der Paketzustellung. Nach dem Ankauf eines weiteren Grundstückes in der Gutenbergstraße wurde mit dem Bau des heutigen Posthauses 1902 begonnen. Das historische Storchennest auf der alten Münze blieb durch den Neubau unberührt. Es mag vielleicht für manchen interessant sein, zu erfahren, was es mit diesem Horst auf sich hat:

Als der berühmte alte Arzt Dr. Heim, der Leibarzt der Königin Luise, nach Hohenzieritz zur Konsultation gerufen wurde, ließ er auf der Rückfahrt 1810 ein Rad von seinem Wagen abmontieren, um es auf den Schornstein der alten Münze zu Neustrelitz als Fundament für den Bau einer Storchwohnung legen zu lassen. Dieses Fundament nahm im nächsten Jahr

auch prompt ein Ehepaar der Adebars an und hat es bis nach dem ersten Weltkrieg als geeignete Wohnung genutzt. Erst als die Post mit dem Autoverkehr begann, wurde dieser Horst nicht mehr angenommen. Dat gele Diert mit vål Getut un Gestank wurde verachtet!

## 16. Von den ersten Krankenhäusern

Das erste städtische Krankenhaus befand sich in der Fischerstraße, heute Semmelweisstraße. Dort hatte die Stadt ein altes kleines Haus des Eigentümers Westphal für 100 Taler im Jahre 1780 angekauft.

Dieses Haus wurde dürftig hergerichtet und der Armenvogt bezog es. Er hatte für einige hilfsbedürftige Arme dort zu sorgen, so z. B. für die blinde Lise. Der völlig unzureichende Raum und die steigende Zahl der Hilfsbedürftigen und Kranken, auch Geistesranke waren darunter, zwangen die Stadt, ein neues Haus zu kaufen. In der Zierker Straße 29 wurde ein größeres Haus gebaut, und es wurde eine Krankenwärterin angestellt. Dieses „Hospital“ genannte Haus beherbergte nun die Hilfsbedürftigen und die ganz Armen der Stadt. 1802 wurde das Haus durch ein zweites Stockwerk vergrößert. Man hatte sich ausgedacht, hier eine Schule für arme Kinder zu eröffnen. Es sollte eine Art „Industrieschule“, eine Gewerbeschule werden. Dazu diente der große Saal der oberen Etage. Der Hospitalverwalter gab den Schulmeister ab. Er war allerdings Seminarist und hatte gewisse pädagogische Vorbildung. Etwa 20 Kinder wurden hier im Lesen, Schreiben, in Religion und im Stroh- und Korbflechten unterrichtet. Mittags bekamen sie die bekannte Rumfordsche Suppe, nachmittags ein Fettbrot. Etwa bis zum Jahre 1807 hat sich diese „Polytechnische“ Schule gehalten. Weil der Seminarist nach Burg Stargard verzog und kein Nachfolger zu finden war, schloß sie ihre Pforten.

Das Haus bestand aus 6 Stuben und 6 Kammern und dem Saal. Für die Kranken war aber nur eine Stube und Kammer übrig, die anderen Räume waren mit blinden, geisteskranken und trunksüchtigen Menschen belegt. In der Franzosenzeit wurden die meisten Räume für Lazarettzwecke geräumt. 1831, im Cholerajahr, sah sich die Stadt gezwungen, ein neues Krankenhaus zu bauen. Es wurde auf einem weniger feuchten Gelände gebaut. Auf dem Töpferberg, unweit der dortigen Gärtnerei. Endlich hatte man sich zu einem soliden Steinbau durchgerungen. 1846 wurde dieses neue städtische Krankenhaus eröffnet. Bis zum Jahr 1854 nahm es alle Kranken und Siechen der Stadt auf.

Ein praktizierender Arzt versorgte die Kranken täglich und ein weiblicher und männlicher Krankenpfleger teilten sich die Arbeit mit den Kranken.

Nach etwa 10 Jahren wurde dann wieder ein kleines Haus in der Fischerstraße Nr. 2 angekauft und das städtische Krankenhaus wurde etwas entlastet, es diente nur noch den Unheilbaren, Geisteskranken und Trunksüchtigen. Die Irren wurden aber nach dem Landarbeitshaus nach Altstrelitz gebracht, wo sie mit Kriminellen und Asozialen unter einem Dach hausen mußten, bis dann endlich um die Jahrhundertwende eine Landesheilanstalt Domjüch errichtet wurde (um 1902).

Dieses kleine einstöckige Haus in der Fischerstraße Nr. 2 konnte aber nur 8–10 Kranke (vorerst nur Kinder und Frauen) aufnehmen. Es war eine Stiftung der Herzogin Caroline von Mecklenburg Strelitz. Nach vier Jahren kaufte diese noch 2 Häuser, daneben gelegen, auf, und 1860 begann der Bau des großen Krankenhauses, des Carolinenstiftes, das nach den Plänen des Architekten Rahne gebaut wurde. Es konnte 60 Kranke aufnehmen. Infektionsranke wurden hier vorerst nicht aufgenommen. Im Laufe der letzten 50 Jahre hat dieses Haus viele Erweiterungsbauten erfahren, unter jedem leitenden Chefarzt wurden diese vorgenommen und immer ist es noch zu klein für den Kreis Neustrelitz.

## 17. Schneider Eichholtz wird Amtsperson (Alt-Strelitz)

Januar 1801. Bürgermeister Reinike, Senator Bendix und Gerichtsverwalter Zander kommen feierlich zusammen und bekunden, daß höchstgnädigste Regierung eingewilligt haben, daß für den verstorbenen Ratsdiener Stahl J. Chr. Eichholtz, von bürgerlicher Profession Schneider, eingestellt wird.

Eichholtz begibt sich aufs Rathaus, woselbst die genannten drei Herren schon auf ihn warten, um ihm den körperlichen Eid als Gerichts-Polizeidiener und Nachtwächter abzunehmen und ihm seine „Instruktion aufzuerlegen, der er getreulich, mit möglichstem Fleiß und ohne Murren nachzukommen hat“, wie es geschrieben steht.

Was enthält nun die Instruktion?

Ohne Wissen und Befehl des Polizeikollegiums und des Rates darf er keine Amtstätigkeit ausüben. Hat er keine Zeit, an den üblichen Markttagen den Ausruf für die Viktualien zu machen, so muß er sich einen Ausrufer annehmen. Er muß aber darauf achten, daß vor den Toren (Fürstenberger, Wesenberger, Neubrandenburger Tor) und in den Straßen der Stadt nichts, weder das Kleinste noch das Größte zum Verkauf kommt. Jeden Morgen muß er sich seine Aufträge vom Bürgermeister und Richter abholen. Die Nachtwachen muß er im Wechsel mit dem Stadtdiener übernehmen. Pünktlich abends um 10 Uhr tritt er die Wache an. Im Sommer (1. Mai bis 1. September) endet die Wache um 2 Uhr, im Winter (1. September bis 1. Mai) endet sie um 4 Uhr. Wenn er abends mit der Wache beginnt, hat er einen Abendliedvers zu singen, wenn er am Morgen endet, hat er einen Morgenliedvers zu singen. So will es der Brauch von altersher.

In den Straßen und Wirtshäusern hat er die „Unordnung und Schwärmerei“ aufzuspüren und dem Gericht anzuzeigen. Länger als bis 10 Uhr darf abends nicht gezechet werden. Widerstrebende Zecher hat er zur Wache abzuführen.

Auch die „Ruchlosigkeit mit dem Feuer“ hat er gewissenhaft zu ahnden und bei der geringsten Gefahr Lärm zu schlagen.

Findet er zur nachtschlafenden Zeit offene Haustüren, muß er den Wirt wecken, daß er sie abschließe.

Auch muß er die Brandwachen kontrollieren und nachsehen, ob die Feuerkübel mit Wasser gefüllt sind, ob Leitern und Haken bereit stehen. Weiter hat er darauf zu achten, daß Brot, Bier, Fleisch und Fisch zu den vorgeschriebenen Taxen verkauft werden und unbrauchbare Viktualien nicht verkauft werden, z. B. unreifes Obst.

Regelmäßig hat er den Markt zu fegen und freitags die Hauswirte aufzurufen, daß sie ihre Straße kehren. Auf den Straßen dürfen keine Misthaufen und Holzablagen liegen.

Falls er aber nichts zu tun hat, soll er sich in der Nähe der Gerichtsherren aufhalten bei deren Wohnung!

Was hat Eichholtz nun verdient bei dieser turbulenten Tätigkeit?

- 2 Taler als Nachtwächter
- 4½ Taler für die Marktreinigung
- 1 ß von jedem zum Markt kommenden Flachs- und Viktualienhändler
- 2 ß für den Ausruf von jedem Händler
- ½ ß für den Ausruf vom Fischkarrer
- 1 Taler 8 ß Weihnachtsgeld aus der Bruchgelderkasse
- 34 Taler aus der herzoglichen Rentei
- alle 2 Jahre eine neue Montur
- alle 2 Jahre 24 Taler Gold und 3 Taler Courant, die aber nur zur Hälfte ausgezahlt werden, weil sie für die Montur verwendet werden
- 5½ m Tannenholz
- und einige Sporteln des Gerichts

macht zusammen jährlich 105 Taler in bar oder 315,- Mark.

Von einer 8- bis 10stündigen Arbeitszeit kann bei diesen Aufgaben wohl kaum die Rede sein. Aber Eichholtz hat bis zu seinem Tode das Amt versehen und es sicher interessanter als das Leben auf dem Schneidertisch gefunden. Er spielte in der kleinen Stadt eine wichtige Rolle, hörte sozusagen das Gras wachsen und war sicher auch für viele eine gefürchtete Person.

### **18. Aus dem Leben eines Torschreibers (Alt-Strelitz)**

Vor etwa 200 Jahren gab es in Alt-Strelitz drei Torschreiber, die die drei Tore der Stadt zu bewachen hatten. Bis in das 20. Jahrhundert hat es in dieser Stadt auch noch einen Schlagbaum am Tor gegeben, der erst dann wieder hochging, wenn das „Baum“-geld entrichtet war. Wir haben in dieser Umgegend noch viele Chausseehäuser (Weisdimer, Wesenberger und Woldegker Chaussee), die früher mit einem Chausseewärter besetzt waren, der das Chausseegeld zu kassieren hatte. Der Torwächter und Torschreiber hatte im Torhaus seinen Amtssitz, meist auch seine Wohnung. Jeder passierende Wagen und Reiter mußte dort seinen Obulus entrichten. So ein Torwächter hatte ein sehr unruhiges und oft auch gefährliches Leben. Freilich fuhren damals nicht in jeder Stunde 10 Wagen in die Stadt wie heute. Aber an den Markttagen war viel zu tun. Natürlich floß auch ein Bruchteil des Torgeldes in die Tasche des Torschreibers, aber es gab mancherlei Ärger zu überstehen. Oft stellten sich die Alterleute ein als Repräsentanten, um die Gäste und Kaufleute zu empfangen, und dabei nahmen sie das übliche Torgeld an. Es gab dann Unklarheiten in der Annahme des Geldes, vielmehr in der prozentualen Verteilung für den Altermann und den Torschreiber. Dabei kam es dann auch zu Handgreiflichkeiten vor einem „Kommerzwagen“.

Außerdem mußte der Torschreiber die Kontributions- und die Konsumtionssteuer überwachen, d. h. er mußte den „Aktus“ der Eintreibung mitmachen. Er war mitverantwortlich, daß der herzogliche und der städtische Zoll richtig hereinkamen. So mußte er auch den Termin der Steuererhebung ausrufen, und wenn die Beitreibung des Geldes keinen Erfolg hatte, durfte er zur Exekution schreiten, die oft recht ehrenrührig war.

Als Konsumtionssteuer galt die Mühlen- und Mahlgäste- sowie die Schlachtsteuer. Jeder Scheffel Korn wurde versteuert. Dabei kamen viele Unterschiede vor, weil unversteuertes Mahlgut eingeschmuggelt wurde. Die Müllerburschen nahmen es nicht so genau, auf manchen Zettel ist zweimal gemahlen worden. Auch mußte der Torschreiber streng darauf achten, daß kein Korn zu Branntweinschrot und Roggen nicht zu Futterschrot vermahlen wurde. Alle Säcke wurden kontrolliert, mit Wachsstempel und Siegel versehen.

Beim Schlachter mußte sich der Torschreiber die Schlachtsteuerzettel zeigen lassen, unverteuertes Fleisch nahm er mit auf die Akzisestube. Auch die Buden und Kammern der Schlachter wurden durchsucht. Für diese Arbeit bekam er eine Extragebühr und von illegalen Schlachtungen etwas Fleisch. Von den Exekutionsgebühren floß die Hälfte in seinen Geldbeutel, die andere in den des Ratsdieners.

### **19. Jagdfreuden der Altstrelitzer Handwerker**

Die Septembertage des Jahres 1848 hatten auch den Altstrelitzer Bürgern Mut gemacht. Außerdem kann der Historiker, wenn er Altstrelitzer Archivalien studiert, feststellen, daß seit eh und je ein fortschrittlicher Geist mit revolutionärem Charakter in dieser kleinen Stadt geherrscht hat. Das läßt sich vom 16. bis 19. Jahrhundert verfolgen. Die Handwerker und Ackerbürger haben sich von dem Geist des Monarchen nicht beugen lassen, zudem war die Stadt nur 12 Jahre Residenz.

In der Strelitzer Bürgerheide, die als städtisches Jagdgebiet galt, übte Serenissimus sein landesherrliches Jagdrecht aus. Seine Hofjäger hielten dort von Fall zu Fall Treibjagden ab. Die Altstrelitzer Bürger verstanden sich aber auch auf diesem Gebiet und waren als

Schützenmitglieder im Schießen geübt, so „traf“ man sich verschiedentlich in der Bürgerheide beim Pirschen. Anfangs forderte der Hofjäger Knebusch die Bürger auf, sich an der Treibjagd zu beteiligen. Später unterblieb das, und die Altstrelitzer gingen in Tarnung. Beweise, daß sie Wild geschossen hatten, konnten nicht erbracht werden. Am 26. November 1848 traf nun Hofjäger Knebusch die Bürger Glasermeister Königsberg, Drechsler Held, Schneider Pankow, Sattler Nebe u. a. „Was macht Ihr da?“ fragte er die Männer. „Das seht Ihr ja, wir jagen und beaufsichtigen die Heide, unsere Heide, das ist jetzt so, daß täglich einige von uns für diesen Dienst abgestellt werden!“ Ein anderes Mal fragte Hofjäger Joachimi, als er wieder auf die Altstrelitzer Bürger stieß: „Wann wollt Ihr den das Jagen einstellen?“ „Gar nicht, die Jagd ist jetzt in ganz Deutschland frei, wir jagen weiter und wenn Ihr vom Hof noch eine Treibjagd veranstaltet, kommen wir zu 70 Mann und nehmen Euch die Gewehre weg!“ So passierte es denn auch, daß sie in dieser Zahl eines Tages aufkreuzten.

Der demokratische Bürgermeister Nauwerk erreichte für seine Bürger die Jagdgerechtigkeit in der Strelitzer Bürgerheide. Jedoch nach einigen Jahren war die Freude zu Ende. Nach 1850, als das neue Grundgesetz, Aufhebung der Stände und der Union, wieder für null und nichtig durch den Freienwalder Schiedsspruch erklärt wurden, hatten die Jagdfreuden der Bürger wieder ein Ende.

## **20. „Demokraten rumoren wieder!“**

Einer der ersten und volkstümlichsten Führer der 1848er Demokraten, einer der kühnsten und ehrlichsten in unserem regionalen Gebiet, war der Stadtrichter Dr. Petermann in Altstrelitz. Welche Rolle er unter den Reformern spielte und wie sehr er in Wort und Schrift den rechten Ton für das Volk fand, ist in den „Blättern für freies Volkstum“ 1848/49 nachzulesen. Dr. Petermann war mit den aktiven Reformern von Altstrelitz (Dr. D. Sanders, Müllermeister Lehmann, Bürgermeister Nauwerk) und Neustrelitz (Advokat Genzken, Prof. Ladewig, Apotheker Gremlin, Advokat Buttell, Dr. Arndt, Lehrer Földner) befreundet und in steter Verbindung gewesen. Aber auch die auswärtigen Reformen, wie z. B. Kaufmann Hückstaedt in Fürstenberg oder Advokat Moritz Wiggers in Rostock und viele andere zählten zu seinen Verbündeten.

Das „tolle Jahr 1848“ war vorüber. Die Strelitzer Reformen hatten mit ihrer Petition und ihrem Marsch zum Schloß Großherzog Georg ihre Forderungen und alle Wünsche vorgetragen. Einiges hatten sie dabei erreicht, so z. B. Zensurfreiheit und Abdankung der bisherigen Minister. Jedoch die Reaktion erstickte diese bürgerliche Revolution, und mit Hilfe preußischer Dragoner wurde die „alte Ordnung“ wieder hergestellt und das neue Staatsgrundgesetz wieder aufgehoben.

Aber die Führer dieser neuen demokratischen Bewegung hielten weiter zusammen, und zwar in ganz Deutschland.

Der rheinische Dichter und Universitätsprofessor (Bonn) Gottfried Kinkel war ein begeisterter Vertreter dieser neuen Bewegung und hatte in Baden (Rastatt) mit der Waffe in der Hand gekämpft. Ein leichter Kopfschuß ließ ihn dabei ohnmächtig zusammenbrechen, so daß er von preußischen Truppen gefangen genommen wurde. Lebenslängliche Zuchthausstrafe war ihm auf der Spandauer Festung zugesprochen. Kinkels Freunde sann auf Befreiung. Vor allem war es sein Schüler, der Student Carl Schurz, (später bedeutender amerikanischer Staatsmann und General), der einen Befreiungsplan ersonnen hatte, den er dann auch am 6. November 1850 durchführte.

Die Befreiung aus dem Spandauer Gefängnis konnte er aber nicht allein durchführen. Dr. Petermann war einer der wichtigsten Helfer dabei, der für Pferd und Wagen und den mehrmaligen Pferdewechsel bis nach Warnemünde sorgte. Von dort sollten Schurz und Kinkel per Schiff nach England fahren. Die Flucht führte also über Oranienburg,

Fürstenberg, Strelitz, Neubrandenburg, Teterow, Rostock, Warnemünde. Der erste Helfer war ein märkischer Gutsbesitzer Hensel. Natürlich waren alle mit eingespannten Helfer Demokraten, die Dr. Petermann als unbedingt zuverlässig und verschwiegen ausgemacht hatte. Diese unheimliche Fahrt dauerte 30 Stunden. Alles war bis ins Kleinste von Petermann geregelt. Kinkel und Schurz saßen verumumt im Wagen als Herr Hensel und Herr Kayser. In Fürstenberg sorgte Kaufmann Hückstaedt für prompten Pferdewechsel, in Strelitz besorgte es Dr. Petermann, es wurde sogar für eine Strecke sein Polizeidiener als Kutscher verpflichtet, in Neubrandenburg stellte sich der demokratische Buchhändler Lignau zur Verfügung. Mitten in der Nacht kamen sie in Teterow an, hier durften sie wegen der Dunkelheit aussteigen und sich die Füße vertreten. Der Zimmermeister Zingelmann sorgte für einen Imbiß. In aller Morgenfrühe kamen sie in Rostock an. Der Freund Moritz Wiggers lag noch im Bett und war hochofret über die beiden „Zuchthäusler“, die aber gleich in die Vorstadt in das Gasthaus zum weißen Kreuz gebracht wurden, dort konnten sie ausschlafen, und nun erwarteten sie die Überfahrt nach England. Der Kaufmann Brockelmann hatte sich eingeschaltet und in Warnemünde ein Schiff besorgt, das die beiden Männer dann endlich aufnahm. Die Fahrt nach England glückte ebenfalls.

Dr. Petermann hatte Meisterarbeit geleistet, aber das dicke Ende kam nach 14 Tagen. Die Polizei hatte unzählige Verhöre bei allen beteiligten Personen vorgenommen, die alle ähnlich ausfielen und keine beweiskräftigen Ergebnisse zeitigten. Die beteiligten Advokaten lehnten jede Aussage wegen des Berufsgeheimnisses ab, allen Beteiligten waren Hensel und Kayser unbekannt, die meisten waren natürlich nicht über die wirklichen „Zuchthäusler“ aufgeklärt, aber sie machten begeistert mit, weil es um die befreundeten Demokraten ging. Niemand wurde bestraft, nur Dr. Petermann hatte dieses Husarenstück mit Dienstentlassung teuer bezahlen müssen. Man hatte seine 1848er Aktivität nicht vergessen und die feierliche Begleitung des landesverwiesenen Freundes Adolf Glaßbrenner bis nach Penzlin hatte auch großes Mißfallen bei den Staatsgewaltigen erregt. Vielerlei Gerede in der Stadt brachten den mit der Untersuchung beauftragten Beamten zuerst zu den nachbarlichen Familien der Petermannschen Wohnung. Da hatte eine Bäckerfrau mit ihrer Tochter in den fraglichen Tagen dauernd am Spion (Fensterspiegel) gesessen und manches gesehen. Sie wußte auch, daß Petermann an den Tagen verreist war, auch standen die Strelitzer Demokraten viel zusammen und die Pferdebesitzer sagten übereinstimmend aus, die Insassen nicht gekannt zu haben. Aber die Bäckerfrau behauptete, daß es bei den Demokraten wieder rumore und etwas los sei.

---

\*) Petermann war 1808 in Waren geboren und besuchte das Neustrelitzer Gymnasium. Nach dem Jurastudium war er Advokat in Malchin, 1834 in Wesenberg Bürgermeister und Stadtrichter, 1847 in Altstrelitz dasselbe. 1866 in Strelitz gestorben.



## „Rethra“

### Das lutizische Heiligtum in Mecklenburg

Von Hans-Joachim Deppe

#### 1. Einleitung

In den Jahren 1012 bis 1018 verfaßte Bischof Thietmar von Merseburg seine berühmte Chronik, in der er eine rätselhafte Tempelburg im Slawenland mit der Bezeichnung „Riedegost“ anführte (1). Der Chronist schilderte den Ablauf eines Heerzuges, den Kaiser Heinrich II. mit Unterstützung lutizischer Hilfstruppen im Jahre 1005 gegen den Polenkönig Boleslav unternahm. Der Heerzug führte von der Lausitz über die Oder bis vor die Tore der Stadt Posen. An der Oder vereinigten sich die deutschen und lutizischen Heerscharen, um nachfolgend gemeinsam den Kampf gegen die Polen zu bestreiten.

An einer bestimmten Stelle dieser Chronik hat Thietmar, scheinbar völlig unmotiviert, seinen Bericht über das lutizische Heiligtum eingeschoben (2). Wienecke (3) war dieses rätselhafte Vorgehen des Chronisten aufgefallen, da diese Schilderung anscheinend in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Heerzug zu stehen schien. Bei einer Betrachtung der Vorgänge in ihrer Gesamtheit bietet sich hierfür jedoch eine plausible Erklärung, wofür der Chronist selbst entsprechende Hinweise vermittelt hat. Thietmar hatte die Chronik zu einer Zeit verfaßt, in der das deutsch-lutizische Bündnis auf seinem Höhepunkt stand. Der zweite Polenfeldzug von Kaiser Heinrich erfolgte in den Jahren 1007 bis 1013. Dieses Bündnis zwischen christlichen Deutschen und lutizischen Heiden gegen das christliche polnische Reich war der Geistlichkeit offensichtlich ein Greuel. Schon 1003 hatte Bischof Brun einen deutlichen Brief dieserhalb an den Kaiser geschrieben (4). Der Kaiser hielt jedoch aus staatspolitischen Gründen unbeirrt an seinem Bündnis mit den Lutizen fest und hat sich sicherlich jede Kritik hieran mit Nachdruck verboten. Wie groß sein Interesse an dem Bündnis war, erhellt aus der Tatsache, daß er 1009 eine Geldbuße zahlte für eine Kirche, die lutizische Hilfstruppen bei Metz niedergebrannt hatten. Da Thietmar in der Zeit von 1012 bis 1018 seine Chronik verfaßte und dabei ebenfalls sicherlich grundsätzliche Kritik an dem Bündnis üben wollte, mußte er sehr vorsichtig zu Werke gehen. Dies hat er durch den Einschub der Tempel- und Kultbeschreibung mit diplomatischer Meisterschaft erreicht.

Schuchhardt (5) verwies darauf, daß Thietmar (IV,55) von sich selbst als Schriftsteller sagte, daß er „lieber auf gewundenen, einsamen Pfaden als auf einer graden Chaussee wandle“. Seine „urbs tricornis“ war und ist immer noch die Ursache für Kontroversen. Der Ausdruck „tricornis“ wurde mit „dreispitzig“ (Schmeidler), „dreitürmig“ (Schuchhardt) oder „dreihügelig“ (Wienecke) übersetzt. Schuchhardt (6) verwies jedoch darauf, daß „cornu“ zugleich ein Ausdruck für „Macht“, „Gewalt“ in der Klassik ist. Es liegt demnach nahe, in dem Ausdruck „tricornis“ eine verdeutlichende Beschreibung des Schriftstellers für das Heiligtum zu sehen, dessen allzu wörtliche Auslegung in der Vergangenheit bei der archäologischen Forschung zu Schwierigkeiten geführt hat, zumal eine slawische Kultstätte in einer „tricornis“-Ausführung in deutlichem Widerspruch zu allem steht, was bislang über diesen Bereich in Erfahrung gebracht werden konnte.

Das diplomatische Geschick des Bischofs zeigt sich auch in der sogenannten „Eber“-Sage. Schmidt (7) weist daraufhin, daß der „Eber“ sowohl bei den Germanen als auch in der

christlichen Symbolik die Charakterisierung des „Antichristlichen“ darstellt. In der von Thietmar angeführten „Eber“-Sage wird deshalb eine deutliche Kritik des Chronisten an der Slawenpolitik seines Kaisers erkennbar.

Rund 70 Jahre später beschrieb der Chronist Adam von Bremen in seiner Kirchengeschichte des Erzbistums Hamburg vielleicht das gleiche Heiligtum, das er mit dem Namen „Rethra“ anführte (8). Im Gegensatz zu Thietmar, der die Lage des Heiligtums am Westufer eines Sees beschrieb, sagte Adam, daß es auf einer Insel gelegen sei. Der Hinweis von Adam, daß dieses Heiligtum über 9 Tore beziehungsweise Häfen verfügt habe, hat in der Vergangenheit Anlaß zu zahlreichen Erörterungen gegeben. Die Mitteilung von Adam wird inzwischen übereinstimmend (Schuchhardt, Schmidt) nicht als „historische Aussage“, sondern als „klassische Remineszenz“ gewertet. Für Adam war das slawische Heiligtum der Eingang zur Hölle, ein Ort der Abgötterei. Schmidt (9) verweist in diesem Zusammenhang darauf, daß die Zahl „9“ als potenzierte Zahl „3“ zu werten ist. Somit brauchen die 9 Tore beziehungsweise 9 Häfen gar nicht als „interpretatio ecclesiastica“ (Wienecke) gewertet zu werden, sondern sie sind vielmehr aus dem Zeitgeist heraus zu erklären.

In den Jahren 1170 bis 1175 verfaßte der holsteinische Pfarrer Helmold von Bosau seine bedeutende „Chronica Slavorum“, in der er ebenfalls eine Beschreibung der Kultstätte „Rethra“ gab (10), die im wesentlichen mit der Beschreibung bei Adam von Bremen übereinstimmt. In den Jahren 1067 (11) oder 1068 (12) soll Bischof Burchard von Halberstadt bei einem Heerzug die Tempelburg „Rethra“ zerstört haben. Zumindest wurde angeführt, daß er dabei das „weiße Roß“ als Beute mit nach Sachsen zurückgeführt hat. Seitdem ist der Name des Heiligtums aus den Annalen verschwunden.

## 2. Lokalisierungsversuche

1378 wurde „Rethra“ bei Demmin gesucht (13). Um 1483 wurde es erneut für die dortige Gegend erwähnt. 1519 beschrieb Kranz (14) das Heiligtum in seiner „Vandalia“. Michael Frank führte 1590 erstmalig die Existenz im Lande Stargard an (15). Der Neubrandenburger Chronist „Latomus“ (16) bezeichnete 1610 Prillwitz als den Ort, an dem der Tempel gestanden haben soll. Die weitere Literatur ist bei Brückner (17), Boll (18), Schuchhardt (19) und Heeß (20) aufgelistet.

Die wenigen Hinweise zur Lage des Heiligtums sowie die bei Thietmar praktisch verschlüsselt wiedergegebenen Aussagen waren in der Vergangenheit Anlaß zu vielfältigen Spekulationen. Im Laufe von rund 500 Jahren, besonders während des 18. und 19. Jahrhunderts, ist das einstige lutzische Heiligtum an nicht weniger als 30 Orten gesucht worden, die sich von Westmecklenburg über das nördliche Brandenburg bis in das ehemalige Hinterpommern erstrecken. 1926 wurde der bekannte mecklenburgische Vorgeschichtsforscher Robert Beltz (21) zu dem Ausruf veranlaßt „Rethra – und kein Ende“. Alle zunächst mit großen Hoffnungen begonnenen Untersuchungen endeten bislang ergebnislos. Die „urbs tricornis“ wurde nicht gefunden, wenngleich es lange Zeit so schien, daß der Standort des Heiligtums am Südende des Tollensesees (Wustrow, Fischerinsel, Lieps, Bacherswall, Prillwitz, Wanzka) oder auf dem Schloßberg bei Feldberg zu suchen sei.

Die Blüte des Heiligtums „Rethra“ um die Mitte des 11. Jahrhunderts fiel in eine unruhige Zeit. Um 844 hatte Kaiser Ludwig das obotritische Königstum abgeschafft, daß unter seinem Vater Karl errichtet worden war. Wohl zum Zwecke der Disziplinierung zerschlug er die Zentralgewalt in mehrere kleinfürstliche Herrschaftsbezirke („ordinatio per duces“). Wahrscheinlich schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts dürften die ersten Anfänge der Burgbezirksverfassung eingeführt worden sein, da der „Bayrische Geograph“ (844) bereits die Zahl von 53 „civitates“ für die Nordobotriten angeführt hat, wobei allerdings der Begriff „civitas“ mehrdeutig ist (vgl. Grotefend, MJB 1890, p. 280). Obwohl 862 nochmals einem obotritischen Herrscher eine Machtzusammenfassung gelang, vollzog sich von etwa 870 bis um 925 bei den Wilzen der Übergang von der „Monarchie“ zur „lutzischen

Republik“, in der das „*placitum commune*“ die entscheidende Gewalt wurde. Ab 955 richtete sich der Expansionsdrang der Ottonen gegen die „Lutizen“. Im Gefolge des überaus erfolgreichen Redarieraufstandes von 983 konnten sie einstweilen alle Eroberungsversuche abwehren. Die Heerzüge der Kaiser Otto II. und Otto III. (983–997) brachten keine Entscheidungen. Zu dieser Zeit muß „Rethra“ als zentrales Heiligtum des Lutizenbundes seinen Höhepunkt erreicht haben. Das deutsch-lutizische Bündnis (1003–1033) schaffte den Lutizen einen längeren Freiraum, zumal sie mit deutscher Hilfe die Expansionsbestrebungen der Polenkönige abwehren konnten. Auch der Aufstand der Obotriten gegen ihren christlichen König Mistivoj (1018/19), bei dem die Lutizen die Anstifter gewesen sein sollen, änderte an der Gesamtlage nichts. Der Aufstand zeigte jedoch deutlich die tiefe Kluft, die zwischen dem mittlerweile christlich gewordenen Gentiladel und der breiten Masse der Bevölkerung entstanden war, die zäh an ihrem alten Glauben festhielt. Nach Giesebrecht (1843 I, p. 68) verehrten Obotriten und Lutizen den gleichen Kriegsgott. Alle christlichen Missionsversuche scheiterten. So mußte 1017 der Eremit Günther ergebnislos seine Bekehrungsversuche abbrechen. 1035/36 zerbrach das deutsch-lutizische Bündnis. Kaiser Konrad II. begann erneut mit Heerzügen gegen das Slawenland, zunächst jedoch ohne Erfolg. 1056 errangen die Lutizen einen bedeutenden Sieg an der Havelmündung. 1056/57 schwächte der sogenannte „lutizische“ Bruderkrieg zwischen Kessinern/Circipanern einerseits und Tolensern/Redariern andererseits in entscheidender Weise die Stellung des Lutizenbundes. Nach anfänglichen Erfolgen wurden die Tolenser/Redarier von den Kessinern/Circipanern mit deutscher, dänischer und obotritischer Hilfe besiegt. Im Rahmen der sogenannten „Circipanerkriege“ (1057–1060) soll der christliche Obotritenfürst Gottschalk Kessin und Circipanien erobert haben. Er selbst war wohl, wie schon seine Vorgänger, seit Knut Lawards Zeiten ab etwa 1018 dänischer Vasall. Da den Redariern der Griff zur Macht mißlang, muß „Rethra“ seine zentrale Stellung spätestens wohl schon im lutizischen Bruderkrieg eingebüßt haben. Nur der gemeinsame Aufstand von Obotriten und Lutizen gegen Gottschalk im Jahre 1066 ließ den „Stern von Rethra“ nochmals aufleuchten. Hier erreichte „Rethra“ seine grausige Berühmtheit mit der Ermordung des Schotten Johannes, der am 10. 11. 1066 als Bischof von Mecklenburg nach furchtbarem Martyrium den Tod fand. Kurz danach muß „Rethra“ unter obotritischer oder hevvelischer Herrschaft um 1068/69 seine Bedeutung verloren haben, da es in keiner Quelle mehr Erwähnung fand. Spätere Hinweise (1127/28 oder 1150/51) sind nicht beweisbar. Es handelte sich wahrscheinlich nur noch um Nachahmungen, die nicht mehr die Bedeutung des berühmten Vorläufers erreicht haben.

## 2.1 Der Gau „Raduir“

Nach Angaben von Hemold (22) hat das Heiligtum „Rethra“ im Lande der Redarier gelegen beziehungsweise im Gau der Tolenser oder im redarisch-tolensischen Grenzgebiet (23). Die Lokalisierung des Gaus „Raduir“ ist bislang ebensowenig gelungen wie die Feststellung von „Rethra“. Gegenwärtig bestehen hinsichtlich dieses Gaus folgende Annahmen:

a) Nach MUB 16 aus dem Jahre 965 lautete die Reihenfolge: Ukrer, Riezaner, Redarier, Tolenser, Circipaner. Nach Lisch (24) und Beyer (25) muß nach der (teilgefälschten) Stiftungsurkunde für das Kloster Broda (26) gefolgert werden, daß der Gau „Raduir“ auf dem Territorium des alten Landes Stargard einschließlich der Strelitzer Seenplatte gelegen hat, wobei umstritten ist, ob die Länder „Beseritz“ und „Wustrow“ noch dazugehörten oder nicht. Dieser Raum war schon seit altslawischer Zeit intensiv besiedelt.

b) Nach Schröder (27) hat sich das Land der Redarier nördlich der Peene auf den stark besiedelten Raum der Burgbezirke Ploth, Meseritz, Groswin, Wanzlow, Wolgast und Usedom erstreckt. Für diesen Teil Vorpommerns fehlt in allen Urkunden ein Gauname. Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß es in Vorpommern früher zur Einführung der Burgbezirksverfassung gekommen ist als bei den Lutizen. Die obotritische Burgbezirksver-

fassung muß um 1050 schon existiert haben (vgl. Fritze 1960, p. 143 ff.). Für den lutizischen Bereich ist diese Entwicklung kaum später anzusetzen.

c) Nach Dralle (28) waren die Redarier kein eigentlicher Stamm, sondern ein Kultverband, der auf seinem Höhepunkt sich in erster Linie aus den kleineren Stammesverbänden gebildet hat (Muritzer, Doxanen, Recenen, Ukrer u. a.), die in den Urkunden kaum Erwähnung fanden. Seit 928 bereits sollen Redarier und Tolenser dem hevellischen Machtbereich zugeordnet gewesen sein.

Die Entstehung des Lutizenbundes, dessen stärkste Stütze offensichtlich die Redarier waren, läßt sich nach Fritze (1958, p. 153) vielleicht ableiten aus einer Mitteilung des arabischen Geographen Al'Masudi, wonach in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts die Wilzen im polabopomoranschen Gebiet ihre monarchische Staatsform aufgegeben haben, so daß nach Übergang zur „republikanischen Staatsform“ der „Lutizenbund“ die Nachfolge angetreten hat. Die wohl älteste graphische Darstellung über den Sitz der Redarier findet sich in einer Karte von Tileman Stella aus dem Jahre 1552 (29), die vielleicht von den Angaben bei Krantz (1519) beeinflußt ist (Abb. 1). Eine umfangreiche Auflistung der Quellenangaben zu Volk und Land der Redarier findet sich bei Brüske (30). Danach erschien der Name für das Volk der Redarier in verschiedenen Abwandlungen von 936 bis 1170 und für das Land „Radewer, Riederun, Raduir, Radur“ von 948 bis 1244. Es besteht wohl Übereinstimmung darüber, daß der Gau „Raduir“ am Tollenseesee gelegen haben muß. Erhebliche Differenzen gibt es nach wie vor über die Ausdehnung dieses einstigen Gaus. Man kann die wenigen bekannten Fakten vielleicht wie folgt skizzieren.

Zweifelsohne haben die Interpretationen von Lisch (1838), Beyer (1872) und Schildt (1887) den Nachteil, daß sich ihre Überlegungen auf eine teilinterpolierte Urkunde stützen (31). Indessen war ihnen dieser Umstand durchaus bekannt. So äußerte Lisch schon zu seiner Zeit, daß der Interpolationszeitraum in die Jahre um 1230 fallen müsse. Anscheinend ist die Interpolation nach 1182 und vor 1244 erfolgt (32). Die Urkunde ist eine jener Bestätigungen, mit denen das Kloster Broda offenbar versucht hat, in den unruhigen Zeiten zwischen 1198 bis 1248 seinen Besitzstand zu erhalten beziehungsweise ihn in unzulässiger Weise zu vermehren, indem in die Originalgründungsurkunde der angestrebte Besitz eingetragen wurde. In ähnlicher Weise sind die Bestätigungen von 1230 (teilgefälscht) und 1273 durch die Fürsten von Werle zu erklären (33). Bei der Stiftung gehörten dem Kloster offenbar nur 6 Dörfer und das wüste Land „Chotibanz“, wie die Bestätigungsurkunde von 1182 vermittelt. In der teilinterpolierten Fassung sind hingegen 33 Dörfer neben weiteren wüsten Dörfern genannt, die um 1170 wahrscheinlich noch gar nicht existierten (vgl. zum Beispiel Penzlin). Beim Land „Chotibanz“ muß es sich um ein altes, den Slawen heiliges Land gehandelt haben (Lisch 1838, p. 31), wobei offen bleiben muß, zu welchem Gau „Chotibanz“ ursprünglich gehörte (vgl. Brüske 1955, p. 150 und Lisch 1858, p. 29). Der Kern dieses alten Landes war offensichtlich das Havelquellgebiet. Wieweit es sich nach Süden erstreckte, ist unbekannt. Woblitz soll bereits eine recenische Grenzfestung gewesen sein (Beyer 1872, p. 104).

In der Originalvorlage zu MUB 95 aus dem Jahre 1170 war der Gauname „Raduir“ anscheinend noch nicht enthalten, wie die Bestätigung aus dem Jahre 1182 lehrt. Der Stiftungsbesitz im Jahre 1170 wird sich von dem des Jahres 1182 kaum unterschieden haben. Dem Fälscher muß deshalb eine andere (unbekannte) Vorlage zur Teilinterpolation gedient haben, in der der Begriff „Raduir“ enthalten war. Der Stiftungsbesitz 1170 teilte sich praktisch in zwei Komplexe. Einmal war es der Raum, der durch die Dörfer Woggersin, Chemnitz und Rhese ostwärts bis zum Tollenseesee umschlossen wurde und zum anderen das Havelquellgebiet „Chotibanz“ zwischen Ankershagen, Dambeck, Adamsdorf und Vielen. Hier muß es sich um einen alten slawischen Kultbezirk gehandelt haben. Zu verweisen ist besonders auf das „große Kreuz“ bei Dambeck (Lisch 1858, p. 29). Vielleicht lag eine Beziehung zur „Vila“ oder „Wyla“ vor, der Göttin der slawischen Unterwelt (vgl. Klöden, C.: Märk. Forsch. III, p. 240). Sowohl Vielen („Vilym“) als auch Vielist sollen sich von

MARS OCEANI CIMBRICI VEL BALTICUM

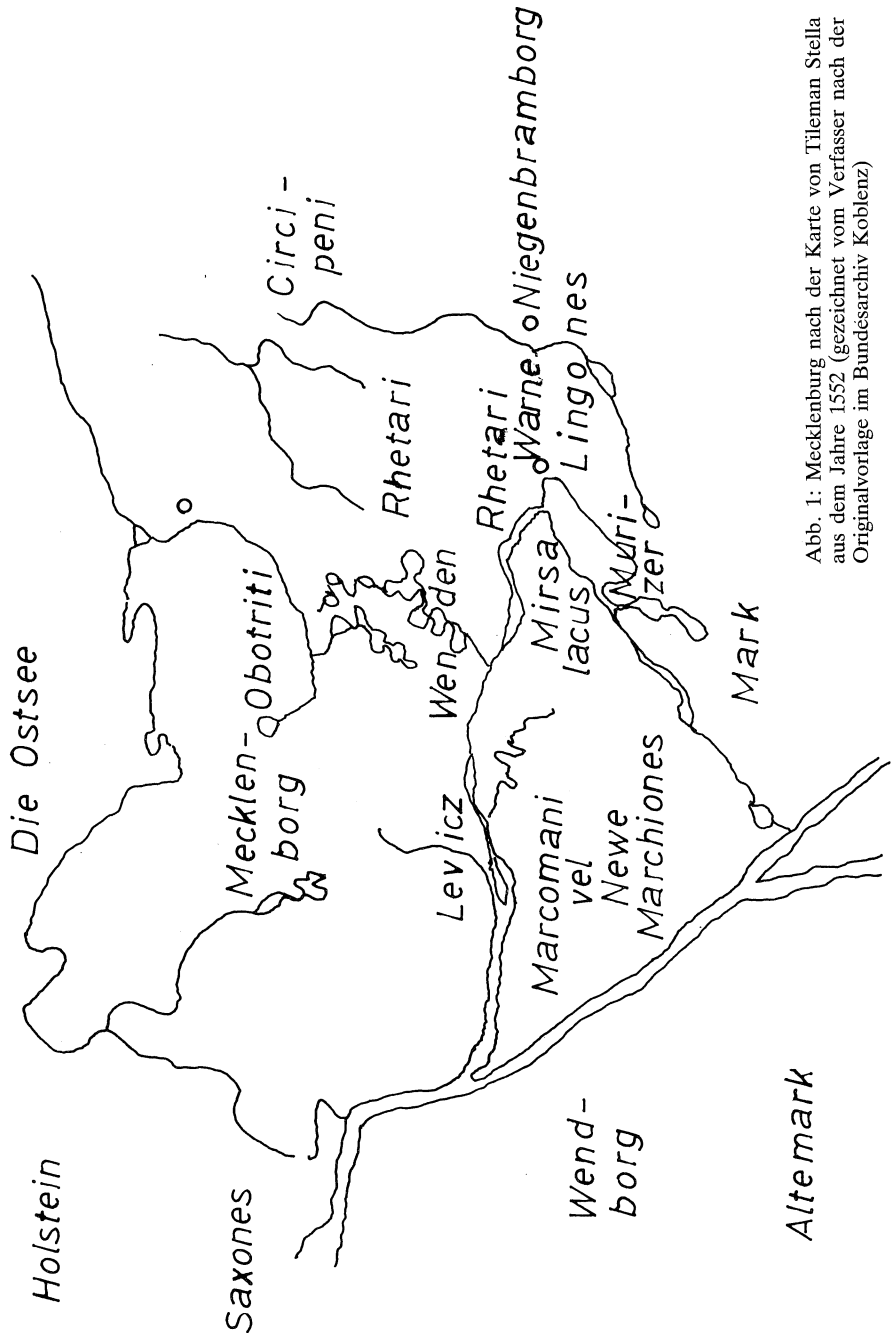


Abb. 1: Mecklenburg nach der Karte von Tileman Stella aus dem Jahre 1552 (gezeichnet vom Verfasser nach der Originalvorlage im Bundesarchiv Koblenz)

dieser slawischen Gottheit ableiten. Die Erwähnung von „Chotibanz“ (MUB 95, 135) wird wahrscheinlich bereits in der Originalurkunde erfolgt sein, da es sich um heidnisches Tempelgut gehandelt haben muß, das bei den „Wendekreuzzügen“ der Kirche übereignet wurde. So verwies Beyer (1872, p. 65) auf ein gleich gelagertes Beispiel für Arkona im Jahre 1168. Im Gegensatz zum eigentlichen Stiftungsbesitz (vgl. MUB 135) griff die teilinterpolierte Fassung weit über den ursprünglichen Raum hinaus. Sowohl auf dem Ostufer (Neubrandenburg, Nemerow, Stargard) als auch auf dem Westufer (Wustrow und Penzlin) wurde Land angeführt, daß dem Kloster bei seiner Stiftung nicht gehört haben konnte. Die Erwähnung von Penzlin läßt die Vermutung zu, daß der Interpolation eine Urkunde aus der Zeit um 1210 bis 1220 zugrundegelegen haben kann, denn die Stadt Penzlin ist allem Anschein nach zwischen 1218 bis 1226 durch Fürst Heinrich Borwin II. mit dem Stadtrecht bewidmet worden (34).

Aus den Darlegungen kann gefolgert werden, daß um 1200 der Gau „Raduir“ offenbar noch eine bekannte Größe war. Die Beschreibung des Gaues bei Lisch (1838) stellt außerdem keine Begrenzung dar, denn der in der interpolierten Urkunde (MUB 95) angeführte Besitz war mit einiger Sicherheit nur ein Teil des Gaues. Wie weit sich der Gau noch nach Norden, Osten und Süden erstreckt hat, muß offen bleiben. An der einstigen Existenz des Gaues „Raduir“ östlich des Tollensesees kann es jedoch keinen Zweifel geben. Bei „Raduir“ kann es sich demnach nicht nur um einen kleinen Burgbezirk gehandelt haben, der beim Zerfall der Stammesstruktur entstanden ist (Schröder 1973, p. 57). Dies würde dem Sinn von MUB 95 widersprechen. Auch wenn es sich um eine Teilinterpolation gehandelt hat, so mußte der Fälscher doch größten Wert darauflegen, nur noch oder schon bestehende Länder anzuführen. Andernfalls hätte die Fälschung keine Aussicht auf Erfolg gehabt. Außerdem erhebt sich die Frage, welchem Gau das Land Stargard und die Strelitzer Seenplatte zuzurechnen wären, wenn „Raduir“ in den Peeneraum verlagert würde.

## 2.2 Der Gau „Muriz“

Im 10. und 11. Jahrhundert (35) und anscheinend auch noch bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts war dieser Gauname offenbar ein festumrissener Begriff. Die genaue Lage dieses Gaues ist jedoch nach wie vor unklar. Fest steht nur soviel, daß er in unmittelbarer Beziehung zum See „Müritz“ gestanden haben muß. Bei jenem „stagnum mirae longitudinem“ von Ebbo im Jahre 1128 kann es sich nur um die Müritz gehandelt haben. Burgen für den Gau sind namentlich nicht bekannt. Die „urbs“ im Lande „Moriz“, die der Bischof von Oldenburg im Jahre 966 besaß, muß nicht Malchow gewesen sein, wie es Wigger (1860, p. 134) vermutete. Diese Schenkung fiel in die Zeit kurz nach dem Redarierzug von Kaiser Otto I. (957) und in die Zeit der Gründung der Nordmark. es war also ein Zeitraum, in dem noch alles im Fluß war. Außerdem waren zu dem Zeitpunkt die Redarier offensichtlich noch nicht geschlagen. Das ist aus dem bekannten Brief Otto I. im Jahre 968 aus Capua an die sächsischen Fürsten ablesbar (vgl. Hellmann 1960, p. 103 ff.). Nach Wigger (1860, p. 135) hatte der Bischof von Oldenburg seinerzeit in jedem Burgbezirk Höfe erhalten, wahrscheinlich das ehemalige Tempelgut, das ihm als Kriegsbeute übereignet wurde. Aus der Verleihung einer „urbs“ läßt sich deshalb nicht zwingend ableiten, daß es sich hier um Malchow gehandelt hat, das offensichtlich gar nicht zum Gau „Muriz“ gehörte.

Nach den Aufzählungen in den Urkunden des 12. Jahrhunderts muß der Gau zwischen den Gauen „Warne“ (Warnow) und „Tolenz“ (Tollense) gelegen haben. Ferner existieren folgende Hinweise:

- a) 1178 werden „moritz“ und „veprowe“ zusammen angeführt (37)
- b) 1186 soll der Wald „bezunt“ die „terra havelberg“ von „moriz“ und „veprowe“ getrennt haben (38).

Verschiedene Umstände sprechen dafür, daß Burg und Land „Malchow“ nicht zum eigentlichen Gau „Muriz“ gehörten. Eine diesbezügliche Annahme von Wigger (39) läßt

sich nicht aufrechterhalten. Das Land Malchow muß relativ klein gewesen sein, wie es aus der Besiedlung in jungslawischer Zeit ersichtlich ist (Abb. 2). 1351 wurden Burg und Dorf Jabel als in „terra cuscin“ gelegen bezeichnet. (40). Die „terra cuscin“ gehörte aber stets zweifelsfrei zum Gau „Warne“, dem Land der Warnaber und war damit dem obotritischen Machtbereich zugeordnet. Ferner rechnete Jabel im Mittelalter zum Land Malchow. Somit müssen Burg und Land Malchow immer dem Gau „Warne“ zugehörig gewesen sein, denn auch aus MUB 240 geht klar hervor, daß „cuscin“ und „malchove“ zum Gau „Warne“ und damit zum Bereich des Schweriner Bischofs zu rechnen waren. Biesdorf (Biscopesdorp = Bischofsdorf) bei Malchow (vgl. Lisch, G., 1840: MJB 35:219 ff.) war anscheinend nicht jenes Dorf im Lande „Moriz“, das der Schweriner Bischof 1170 zugeteilt bekam. Der Name rührte vielmehr von einer Schenkung der Fürsten von Werle her, die 1232 dem Schweriner Bischof ein Dorf am Oberlauf der Malchower Reke schenkten (vgl. MUB 398). Nach Süden wurde das Land Malchow durch einen breiten Grenzwald („Mersche Sylva“) gegen das Land Vipperow abgeschirmt (41).

Sehr viel spricht für die Annahme von Raumer und Ledebur (42), daß der Gau „Muriz“ im südlichen Teil der Müritzlandschaft gelegen hat. Hierfür sprechen folgende Gesichtspunkte:

a) In den kaiserlichen Urkunden von 946, 1150 und 1179 ist stets bei der Aufzählung der Gaue die Reihenfolge „Warne“, „Muriz“, „Tolenz“ eingehalten worden.

b) Der Wendenapostel Otto von Bamberg wollte 1128 der „natio moriz“ nicht predigen, weil sie zum Magdeburger Sprengel rechnete (43)

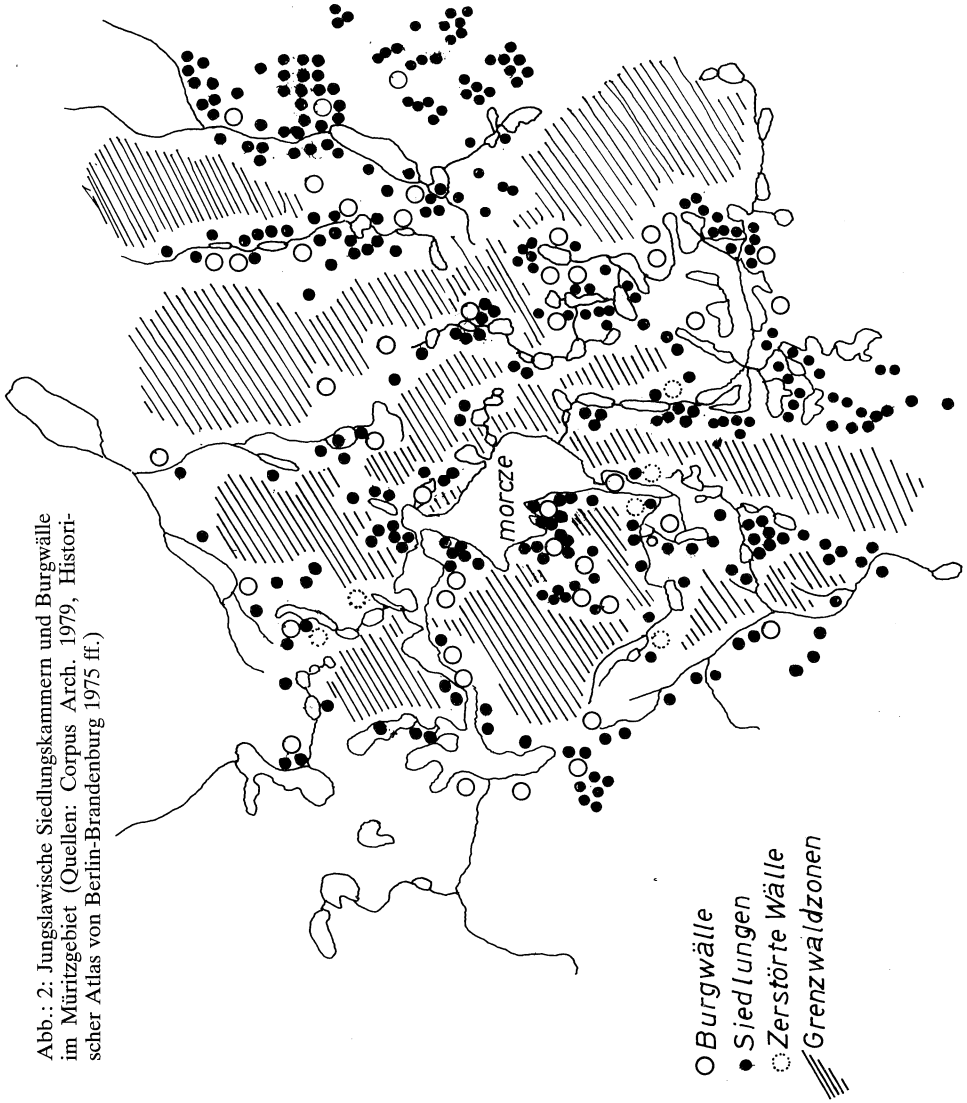
c) Die Seenkette vom Jabeler bis zum Klocksiner See bildete mit einiger Sicherheit die alte Scheide zwischen den Gauen „Warne“ und „Tolenz“. Die Einzeichnungen der Grenzen bei Schröder (1973, p. 39) sind unscharf und lehnen sich größtenteils an die mittelalterlichen Diözesangrenzen an, die nicht mehr den alten slawischen Völkergrenzen entsprechen haben können. Dies gilt namentlich für das Land „Muriz“, denn der Stamm der „Muritzer“ kann nicht den Norden des Seengebietes besiedelt haben, wie vorstehend erläutert worden ist (vgl. Schröder 1973, p. 49).

d) Anfang des 13. Jahrhunderts wurde der Gau letztmalig erwähnt (MUB 202). 1178 erschien der Name „veprowe“ erstmalig. Vermutlich war spätestens um 1150, wahrscheinlich jedoch bereits wesentlich früher der Gau „Muriz“ mit Einführung der Burgbezirksverfassung in mehrere Teilherrschaften zerfallen, und zwar in die Länder „Turne“, „Lietze“ und „Veprowe“ (Vipperow). Das Land „Vipperow“ muß um 1200 seinerseits zerfallen sein in die Teilherrschaften „Zepkow“ (später Wredenhagen), „Priborn“ (wohl als direkte Nachfolgeinstitution der Burg Vipperow) und „Alt-Röbel“. Die Burg von „Alt-Röbel“ muß den Umständen nach schon vor 1217 existiert haben (44).

Es kann demnach nicht zutreffen, daß das Land „Muriz“ sich auch im Nordwesten, Norden und Nordosten des Sees erstreckt habe (Lisch, Herrmann, Schröder). Die Argumentation von Lisch (1837, p. 130 ff.), wonach der Name „Müritz“ nur für den Nordteil des Gewässers gegolten habe, während der südliche Teil die Bezeichnung „Vipperowsche Wasser“ geführt hat, ist kein ausreichender Beweis für die Annahme, daß der Gau „Muriz“ sich über den nördlichen Teil des Müritzseengebietes erstreckt hat. Der Name „veprowe“ erscheint erst Ende des 12. Jahrhunderts. Der Ursprungsname dürfte „morcze“ („mirsa“ 1128) gewesen sein (Ebbo III, 4). Die Gebietsteile im Norden der Müritz gehörten zu den Provinzen „Warne“, „Circipania“ beziehungsweise „Tolenz“.

Offenbleiben muß die Frage, welches die Hauptburg des Landes „Muriz“ gewesen ist. In Betracht kommen eigentlich nur drei Burgen: Mirow, Alt-Gaarz und Kieve. Die Vorläuferbauten für Mirow und Alt-Gaarz sind nicht mehr eindeutig nachweisbar. Wahrscheinlich ist die slawische Burg auf der Insel im Dammsee in den Bauten der Johanniter aufgegangen. An die Burg bei Alt-Gaarz erinnert noch der Flurname „Gohrn“ (Karte Wiebeking 1768, Hollnagel 1958). Vielleicht war die Burg „Kieve“ (mit ihrem Tempel?) wie Lisch bereits

Abb.: 2: Jungslawische Siedlungskammern und Burgwälle im Müritzgebiet (Quellen: Corpus Arch. 1979, Historischer Atlas von Berlin-Brandenburg 1975 ff.)





vermutet hat, die „Alte Burg Wenden“, d. h., die Hauptburg des Gaus „Muriz“ im 10. und 11. Jahrhundert. Die anderen Burgen scheiden hierfür den Umständen nach aus. Dies gilt auch für „Alt-Röbel“. Diese Burg muß jünger gewesen sein als die Burg „Vipperow“, die bis Ende des 12. Jahrhunderts existiert hat. Dies ergibt sich aus der kirchenrechtlichen Teilung des Landes Röbel, die entlang der Grenze des alten Landes Vipperow erfolgt sein soll.

### 2.3 Der Gau „Tolenz“

Nach Lisch (45) lag dieser Gau westlich der Tollense. Beyer (1872, p. 140) nahm an, daß das Nationalheiligtum der „Tolenz“ auf dem Schwerin im Düsternsee bei Lütgendorf gelegen habe. Von 955 bis 1264 ist dieser Gauname in verschiedenen Fassungen überliefert (46). Möglicherweise verliefen die Grenzen des Gaus auch über die Tollense nach Osten, wenn man den späteren Verlauf der Sprengelgrenzen als Grundlage nimmt. Wieweit der Gau sich nach Süden erstreckte, ist unbekannt. Vielleicht gehörte „Chotibanz“ noch zu diesem Gau. Nach Wigger (1860, p. 120) war „Chotibanz“ ein tolensischer Tempelbezirk. Das Land „Turne“ dürfte hingegen bereits zum Gau „Muriz“ zu rechnen sein. Die Urkunden für das Bistum Havelberg (946, 1150) lassen die Vermutung zu, daß der „pago tolenz“ um die Mitte des 12. Jahrhunderts bereits von den pommerschen Fürsten beherrscht wurde. Es kann durchaus sein, daß dies schon seit 1121 der Fall war. In diesem Jahr erreicht der Polenkönig Bogeslav gemeinsam mit den Pommernfürsten auf einem Heerzug die Müritz.

Unsicher ist der Verlauf der Westgrenze des Gaus. Nach Wigger (47) und Raumer (48) soll die Ostpeene die Grenze gebildet haben. Hierfür werden zwei Argumente angeführt:

a) Das spätere Land Malchin habe sich zu beiden Seiten der Westpeene erstreckt. Da slawische Länder niemals geteilt worden seien, müsse als Grenze die Ostpeene in Betracht kommen, zumal die Kittendorfer Peene im Mittelalter die Sprengelgrenze zwischen den Bistümern gewesen sei.

b) Die mittelalterliche Schreibgleichheit von Warnow (Warne) und Waren (Warne) legt es nahe, die Ostpeene als Scheide anzusetzen.

Gegen diese Auslegung müssen Bedenken angemeldet werden. Brüske (49) und Schröder (50) halten die Westpeene als Scheide für augenfälliger. Sie verweisen darauf, daß die Ausdehnung der frühdeutschen „terra malekin“ sicherlich nicht mehr mit den einstigen Grenzen der slawischen Territorien übereingestimmt hat. Es gibt jedoch noch einige weitere Argumente in dieser Richtung.

c) Die „terra zlonc“ hat sich nach dem Vergleich zwischen den Bistümern Cammin und Schwerin im Jahre 1260 (51) auch westlich der Ostpeene erstreckte, denn das Dorf „Riddermannshagen“ zählte eindeutig zur „terra zlonc“ (Vgl. a. MUB 857).

d) Die Kirchen des Landes Schloen, deren Besitz das Kloster Broda mittels einer teilinterpolierten Urkunde (MUB 377) anstrebte, müssen praktisch eine Einheit gebildet haben, wahrscheinlich auf der Basis des ersten Burgwaldkirchenspiels. Nach dem bisherigen Stand der Forschung ist davon auszugehen (52), daß die Territorialfunktion von der Höhenburg Schloen bereits im 11. Jahrhundert auf die Inselburg im Feißnecksee übergegangen war. Somit muß wohl schon die Pfarrkirche der Stadt Waren zum Ende des 12. Jahrhunderts das Zentrum des Burgwardkirchenspiels gewesen sein. Nach einer päpstlichen Urkunde aus dem Jahr 1500 gehörten zu diesem Kirchspiel: Waren mit Schwenzin, Falkenhagen mit Schönau, Sommerstorf, Panschenhagen, Gievitz, Rittermannshagen, Federow mit Kargow, Groß-Dratow, Schloen, Varchentin, Plasten, Varchow, Luplow und Klockow. Unklar ist, ob die Kirchen auf dem Gebiet des alten Landes „Chotibanz“ (Ankershagen, Rumpshagen) und des Landes Penzlin dazugehörten. (Hinsichtlich der Grenzen des Landes Penzlin vgl. MJB 10, 1845, p. 209, Urk. IV). Vermutlich gehörten „Chotibanz“ und Penzlin zunächst zur „terra wutztrowe“, dem alten Land Wustrow. Es hat

allerdings den Anschein, daß die Seenkette von Wolde über Mölln, Lapitz und Penzlin bis Vielen die Scheide zwischen den Burgbezirken Wustrow und Schloen gebildet hat. Wahrscheinlich errichteten die werleschen Fürsten Heinrich Borwin Vater und Sohn zwischen 1218 bis 1226 zum Schutze des von ihnen eroberten Teiles des Landes Wustrow Burg und Stadt Penzlin.

Das Burgwardkirchspiel Schloen (Waren), die eigentliche „terra zlonc“ hat sich demzufolge zu beiden Seiten der Ostpeene erstreckt. Hieraus leitet sich ab, wenn man das Areal von Burgwardkirchspiel und Terra gleichsam als flächenmäßig identisches Territorium ansieht, daß die Grenze zwischen den Gauen „Warne“ und „Tolenz“ entlang der Seenkette vom Jabeler über den Klocksiner See zur Westpeene verlaufen sein muß. Im Mittelalter war dies die Scheide zwischen den Hauptburgen Malchow und Schloen (Waren) (53). Die räumliche Distanz zwischen Pfarrkirche zu Waren (Georgenkirche) und der Inselburg im Feißnecksee war seinerzeit anscheinend nicht unüblich, denn nach Petersohn (1979, p. 231) wurden die Kirchen keineswegs stets direkt auf den Plätzen der heidnischen Tempel errichtet. Um die Kirche wird sich früh eine deutsche Kaufmannsiedlung gebildet haben. Der Obotritenfürst Niclot hat um 1150 in seinem Machtbereich damit begonnen, deutsche Kaufleute anzusiedeln. Die Teilherrschaft Waren muß allerdings um diese Zeit bereits unter pommerscher Herrschaft gestanden haben.

### 3. Diöcesangrenzen

Die Verwendung der Diöcesangrenzen der im Müritzgebiet zusammenstoßenden Bistümer Schwerin, Cammin und Havelberg als Hilfsgrößen zur Rekonstruktion der Grenzen der einstmaligen slawischen Völkerschaften, wie es mehrfach verursacht worden ist (54), stößt auf erhebliche Schwierigkeiten, da die mittelalterlichen Grenzen nur noch ein sehr undeutliches Abbild der früheren Verhältnisse gewesen sein können.

Nach dem Bericht des Ibrahim Ibn Jacob (965–966) sollen sich bereits im 10. Jahrhundert einige Slawenstämme zum Christentum bekannt haben, und zwar zur jacobinischen Sekte (55, 56). Auch ein Kaufmannsverwahrfund aus der Grabung Arkona deutet auf frühe Missionen im 9. Jahrhundert hin.

Bei Gründung der slawischen Bistümer (Havelberg 946, Brandenburg 948, Oldenburg 968) waren aufgrund der Dotationsurkunden zu urteilen die Stammesverbände noch intakt, so daß das Ziel der Mission, nämlich die Bekehrung des Stammesverbandes (57) realistisch war. Allerdings lieferte die Slawenmission in der europäischen Geschichte den seltenen Fall, daß die Bekehrung des Fürstengeschlechtes nicht die Bekehrung des Stammesverbandes nach sich zog. Der Hauptgrund hierfür war wohl die drückende Abgabenlast, die sich mit der Bekehrung zum Christentum verband. Mit den Slawenaufständen von 983 und 1066 brach die gesamte kirchliche Organisation zusammen. Erst nach 1140 wurde die Missionsarbeit wiederaufgenommen. Nach Beilegung des Investiturstreites (1149) zwischen dem Erzbischof von Hamburg und dem Sachsenherzog kann der eigentliche Beginn der Missionsarbeit auf die Zeit nach 1158 angesetzt werden, dem Beginn der sächsischen Ostexpansion. Erst die Feldzüge von 1147 und 1164 schufen anscheinend die notwendigen politischen Voraussetzungen hierfür. Für den Zeitraum davor ergibt sich ein überaus unklares Bild von den Besitzverhältnissen. Im Jahre 1127 war beispielsweise der Stuhl des Bischofs von Havelberg noch unbesetzt. Das Kloster Lenzen, an sich dem Magdeburger Erzbistum zugehörig, wurde vom Bischof von Hamburg mitverwaltet (58). Erst 1129 wurde Anselm als Bischof von Havelberg genannt. 1125 eroberten die slawischen Priester in Wollin zeitweilig die Macht zurück. Für 1114 heißt es in den Corveyer Annalen für Circipanien: „ . . . terra scircipensium slavorum, haec provincia rugiabensibus et havelbergensi episcopi interjacet . . .“ (59). Praktisch wurden zu dieser Zeit nur die dänischen und magdeburgischen Ansprüche erwähnt. Die Ansprüche der sächsischen Bistümer wurden nicht angeführt, weil diese Bistümer in dem Zeitraum nicht mehr oder noch nicht wieder existierten.

Erst nach 1164 hatte sich für Bischof Berno von Schwerin (60) die Lage soweit gebessert, daß er bei der Missionsarbeit auf dauerhaften Erfolg rechnen konnte, zumindest im Obotritenland. Dieses umfaßte Mitte des 12. Jahrhunderts die Grafschaft Schwerin sowie die Länder Warnow, Kessin und Circipanien sowie später auch das Land „Muriz“. Die Erfolgsphase des Sachsenherzogs nutzend konnte Berno zwischen 1160 bis 1180 die Länder Circipanien, Tolenz und Muriz seinem Bereich zuordnen, obwohl der Havelberger Bischof hierauf die älteren Ansprüche hatte. Die Askanier hatten ihren Einflußbereich 1137 erst bis zur Dosse ausdehnen können. Mit den Pommernfürsten hatte Berno offenbar ein gutes Verhältnis. So behielt er zunächst bei der Ausdehnung des pommerschen Einflußbereiches seine Position in den angeführten Ländern und auch im Lande Tribsees. Nach 1180 begann sich für Berno das Blatt zu wenden. Die Stellung des Bistums Cammin begann sich zu festigen. Mit Hilfe der Pommernfürsten konnte es seine Unabhängigkeit gegenüber den Erzbistümern Gnesen, Magdeburg und Hamburg bewahren und erhielt damit eine wesentlich stärkere Position gegenüber dem Bischof von Schwerin (61). Gleichzeitig verlor der Schweriner Bischof mit dem Sturz des Sachsenherzogs seinen weltlichen Schutz (1179). Durch die Zerstörung des Klosters Dargun verlor der Schweriner Bischof zusätzlich einen wichtigen Stützpunkt in Circipanien. Die obotritischen Fürsten waren über die Erbfolge zerstritten und gerieten erneut unter dänische Lehnsoberhoheit, die unter dem Sachsenherzog verloren gegangen war. Ende des 12. Jahrhunderts wurde die Stellung der Dänen durch die Erfolge der Askanier geschwächt. Wahrscheinlich als brandenburgische Vasallen eroberten die Fürsten Heinrich Borwin I. und Nikolaus das Land „Muriz“ um 1198 aus pommerschem Besitz zurück. Spätestens um diese Zeit muß Bernos Nachfolger Brunward in den Ländern „Lietze“, „Turne“, „Vipperow“ und „Alt-Röbel“ die kirchliche Organisation aufgebaut haben. Die Grundlage hierfür wird die Kolonisationstätigkeit der Cistercienser-Mönche gelegt haben.

Nach Petersohn (62) existierten anscheinend um 1100 keine geschlossenen slawischen Stammesverbände mehr. Spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich jedoch schon wesentlich früher, muß es auch bei den Lutizen zur Einführung der Burgbezirksverfassung gekommen sein. Ein wichtiger Hinweis ist hierfür der Interpolationszeitraum für MUB 14, den Curschmann für die Zeit nach 1179 angesetzt hat und in der die Burgbezirke „Pothlustin“, „Wiczaca“ und „Plottim“ bereits aufgeführt sind. Die Fixierung der Bistumsgrenzen begann wahrscheinlich zwischen 1170 und 1200. Aus MUB 240 folgt deutlich, daß die kirchlichen Verhältnisse im klaren Nachlauf zu den politischen Verhältnissen geprägt wurden. Schon nach 1198 muß der Bischof von Havelberg im Gefolge der askanischen Erfolge seine Ansprüche gegen Cammin durchgesetzt haben, indem er noch vor 1200 die Abtretung der Länder Wustrow und „Chotibanz“ erreichte. Die Herausgabe des Klosters Broda im Jahre 1244, wie sie von Cammin gefordert worden war, wurde abgelehnt.

Bischof Brunward (63) vermochte seinen Einflußbereich wahrscheinlich bis zum Ende seiner Herrschaft noch zu sichern. Zumindest bis um 1240 konnte er die Zehntenverteilungen in den Ländern „Turne“, und „Lietze“ vornehmen. Die Verlegung des Nonnenklosters aus Neu-Röbel (vielleicht vor 1230 gegründet) im Jahre 1298 nach Alt-Malchow und seine Unterstellung unter den Warener Archidiakon zeigt, daß um 1200 der Schweriner Bischof zunächst auch im alten Land Röbel die kirchliche Organisation aufgebaut haben muß. Nach der Patrozinienstruktur muß das Malchiner Burgwardkirchspiel von Brunward oder sogar noch von Berno (65), vielleicht vor 1190, errichtet worden sein. Die Kirche von Basedow (nach 1225) weist jedoch bereits das Täuferpatrozinium des Camminer Bischofs auf (Petersohn 1979, p. 476). Um 1230 verlor Brunward Circipanien mit Güstrow an den Camminer Bischof (66). Nur der Streit der Fürsten von Rügen mit den Herzögen von Pommern erhielt ihm das Land Tribsees.

Da Brunward nach 1237 sehr schwache und häufig wechselnde Nachfolger auf dem Schweriner Bischofsstuhl hatte, vermochten die Schweriner Bischöfe auch nicht den Vorteil zu nutzen, der ihnen aus der Eroberung der Länder Circipanien und Wustrow 1225–1235

durch die Fürsten von Werle erwuchs. Die noch lange anhaltende Unklarheit der Verhältnisse im östlichen Mecklenburg zu jener Zeit dokumentiert sehr deutlich MUB 1989 aus dem Jahre 1284, wo in der Stadt Waren nebeneinander residierten ein Archidiakon des Schweriner Bischofs („Erpo“) und ein Stadtpfarrer („Dietrich“), der dem Kloster Broda und damit dem Havelberger Bischof zugeordnet war.

Die in ihrem Inhalt nicht bekannten Verträge von 1247, 1252, 1255 und 1260 werden dem Ausgleich der Machtverhältnisse gedient haben, wobei der Schweriner Bischof durch die Zerrissenheit des Hauses Werle in einer überaus schwachen Position war. Nach dem Ausgleich zwischen Cammin und Havelberg wohl zwischen 1198 bis 1205, in jedem Falle vor 1218, war die Position Brunwards mit der Wiedererrichtung des Klosters Dargun durch den Camminer Bischof 1209 geschwächt.

Trotzdem kann die Ansicht von Biereye (1934, p. 124) nicht zutreffen, wonach 1218 Cammin die „terra zlonc“ an Havelberg abgetreten habe. Um diese Zeit müssen die Verhältnisse zwischen diesen beiden Bistümern längst geregelt gewesen sein.

Interessant ist in diesem Fall die Festlegung der Grenzen zwischen den Bistümern Cammin und Schwerin im Lande „Muriz“ und auch im Lande „Tolenz“. Die Abtretung von „Mertinsdorp“ und „Riddermannshagen“ 1260 an das Bistum Schwerin durch den Camminer Bischof zeigt, daß bereits Kirchspiele und keine „Länder“ mehr abgetreten wurden. Ferner verweist die Grenzziehung zwischen den Bistümern Schwerin und Havelberg in den Ländern „Chotibanz“ und „Röbel“, daß auch hier schon bereits Kirchspiele als Grundlage für die Grenzziehung dienten. Die Grenzfestlegung zwischen den Archidiaconaten Neu-Röbel und Alt-Röbel um 1255 muß als Kompromiß gesehen werden. Selbst wenn die Grenzziehung entlang der Scheide des alten Landes Vipperow erfolgt sein sollte, so muß darauf hingewiesen werden, daß die einstige Grenzzone zwischen den slawischen Ländern „veprowe“ und „malachon“ jener Grenzwald „Mersche Sylva“ gewesen ist, der wohl bis zur Burg Stuer gereicht hat (69). Interessant ist hier Rogeez („- eez“ = Grenzverhau, Durchlaß). Die Grenzziehung entlang des Röbeler Mühlenbaches ist eine frühdeutsche Festlegung, die mit der alten slawischen Völkergrenze nichts mehr gemein hat. Die Fundkarte im Gebiet der „Mersche Sylva“ zeigt ziemlich deutlich, daß die slawischen Ortsnamen in diesem Raum Kolonisationsgründungen gewesen sind. Daraus folgt, daß die Sprengelgrenzen um die Mitte des 13. Jahrhunderts größtenteils Kompromißlösungen darstellen (70). Es wurden bereits „Kirchspiele“ gehandelt. Zu jener Zeit waren die alten Burgwardkirchspiele, ja selbst schon die „Kolonisationskirchspiele“ nicht mehr vorhanden. Daraus ergibt sich zwangsläufig, daß die Diöcesangrenzen des Mittelalters keine hinreichend gesicherte Basis mehr abgeben für eine Rekonstruktion der slawischen Völkergrenzen.

#### **4. Lokalisierungen im Müritzgebiet**

Der Grenzverlauf für die Gaue „Warne“, „Muriz“ und „Tolenz“ ist von Bedeutung für Lokalisierungsüberlegungen zu „Rethra“ im Müritzgebiet. Die Angaben in den Chroniken von Thietmar und Adam enthalten nur einen verwertbaren Orientierungshinweis. Adam vermerkte (II, 18, 4), daß „Rethra“ 4 Tagesreisen entfernt von Hamburg liegen würde. Diese Angabe war Ausgangspunkt für spezielle Überlegungen bei Goldmann (71) und Dralle (72).

Die Entfernungsangabe bei Adam bereitet bei der Auswertung allerdings Schwierigkeiten, da die „Tagesreise“ im Mittelalter mit Sicherheit von mehreren Bedingungen abhängig war. Neben der körperlichen Konstitution und den Wegeverhältnissen war maßgebend, ob der Reisende zu Fuß, zu Pferd oder mit bespannten Fahrzeugen unterwegs war. Goldmann hat einige Entfernungsangaben bei Adam aufgeschlüsselt:

Hamburg – Wollin	= 7 Tagesreisen = 305 km = 43,57 km/d
Schleswig – Fredericia	= 3 Tagesreisen = 120 km = 40,00 km/d
Schleswig – Aalborg	= 6 Tagesreisen = 280 km = 46,66 km/d

Aus diesen Entfernungsangaben errechnet sich ein Durchschnittswert von 43,41 km/d.

Aus dem Müritzgebiet existiert eine weitere Entfernungsangabe. Im Jahre 1128 benötigte der Pommermissionar Otto von Bamberg von Havelberg bis zur Müritz durch den „sylva bezunt“ (u.a. die Wittstocker Heide) 5 Tagesreisen. Daraus errechnet sich bei Entfernungen von Havelberg nach Röbel (= 84 km) oder nach Vipperow (= 86 km) eine durchschnittliche Tagesreise zu 17 km/d. In diesem Zusammenhang ist allerdings darauf zu verweisen, daß der Troß des Bischofs aus einer großen Wagenkolonne bestand (73, 74), wobei die Wegeverhältnisse zu damaliger Zeit sehr schlecht gewesen sein müssen. Nach anderen Angaben sind folgende Entfernungen für die „Tagesreise“ bekanntgeworden:

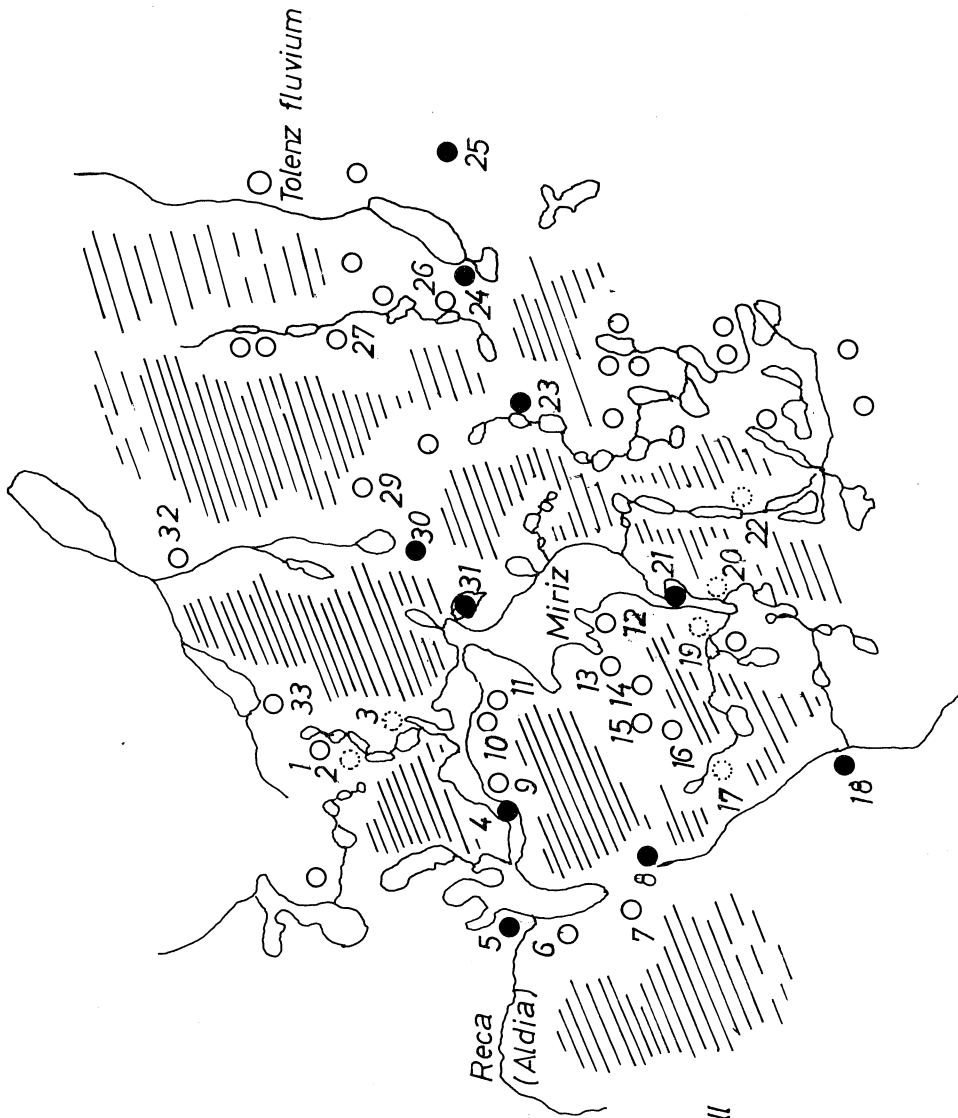
- Poppe (1980) = 20 km pro Tag bei schwierigen Wegeverhältnissen (75)
- Steinberg (1926) = 50 km pro Tag (76)
- Kahl (1964) = 30 km pro Tag (77)
- Heydel (1929) = 31 km pro Tag als Durchschnittswert (Extremwerte: 4,25 km und 57 km pro Tag) (78)

Herodot gab für das 5. Jahrhundert eine Tagesreise mit 200 Stadien an (1 Stadio = 179–213 m) = 35,8–42,6 km. Die staatliche römische Güterpost rechnete mit 15–25 römischen Meilen = 22–37 km/d (79).

Goldmann ermittelte einen Durchschnittswert von 42,6 km Tagesleistung. Mit einem Sicherheitszuschlag von 10% ergab sich nach seinen Berechnungen ein Wert für die „Tagesreise“ von 46,86 km. Daraus leitete er einen Kreisbogen ab von 187,44 km um Hamburg. Innerhalb dieses Bogens muß „Rethra“ zu suchen sein. Dieser Kreisbogen verweist auf das Müritzgebiet. Auch eine Gegenrechnung hinsichtlich der Stadt Wollin, für die eine Entfernung von 7 Tagesreisen von Hamburg angegeben wurde, deutet auf das Müritzgebiet als möglichen Standort für „Rethra“. Nach den Überlegungen von Goldmann kommt als möglicher Ort das Ostufer der Müritz und hier besonders das „Hinnenfeld“ bei Müritzhof in Betracht. Das Plateau des Hinnenfeldes könnte der dreispitzigen „urbs tricornis“ entsprechen. Der Weg nach Osten führt zum Rederangsee, der bei einem rund 1,5 m höherem Wasserstand in breiter Verbindung mit der Müritz gestanden hat. Der Name „Rederangsee“ stehe vielleicht in sprachlicher Beziehung zu den „Redariern“.

Abb. 3: Jungslawische Burgwardbezirke und Grenzwaldzonen im 11. und 12. Jahrhundert im Müritzegebiet. ►

1. Die „Heeg“ am Flachen See bei Lütgendorf (Corpus Arch. 57/40).
2. Alt-Garz („Antiquum castrum“ – genauer Standort unbekannt).
3. Jabel (genauer Standort unbekannt – vielleicht Corpus Arch. 57/8?).
4. Malchow („Inselburg Malachon 1147“ – Corpus Arch. 57/42).
5. Quetzin („Cuscin“ – vgl. Lisch, G., 1867: MJB 32: 3–45 sowie Beltz, R., 1894: MJB 10: 36).
6. Burgwall „Alt-Garz“ bei Plau.
7. Burgwall „Meyenburg“.
8. Burg Stuer („Castrum Sturic“ 1178) (vgl. Corpus Arch. 58/66).
9. Laschendorf (Corpus Arch. 57/35).
10. Göhren-Lebbin (Die „Burg“ – Corpus Arch. 58/30).
11. Grabenitz („Kleine Eschhorst“ – Corpus Arch. 58/31).
12. Steinhorn (Corpus Arch. 58/34).
13. Alt-Röbel (Corpus Arch. 58/62).
14. Bollewick (Corpus Arch. 58/4).
15. Dambeck (Corpus Arch. 58/10).
16. Bütow (Corpus Arch. 58/8).
17. Massow-Zepkow (Vgl. MUB 1781 – Corpus Arch. 58/41?).
18. Wittstock („Wiczaca“ um 1150 vgl. MUB 52).
19. Priborn (Corpus Arch. 58/50).
20. Alt-Gaarz („Antiquum castrum“ vgl. Karte Wiebeking 1768, Hollnagel 1958).
21. Vipperow (Burg „veprowe“ um 1178 – Corpus Arch. 58/67).
22. Mirow („Castrum Myrowe“ um 1270?).
23. Kratzeburg – Pieverstorf (vgl. Hollnagel 1958) (= „Castrum Zcarnicz“?).
24. Wustrow („Castrum wutztroue cum terra“ 1170? Vgl. MUB 95 sowie Corpus Arch. 57/100–103).
25. Stargard („Starogrod“ = Stadt wohl schon im 12. Jh. bestehend).
26. Werder bei Penzlin (Corpus Arch. 57/98).
27. Lapitz (Corpus Arch. 57/33).
28. Möllenhagen (Corpus Arch. 57/50).
29. Klausdorf.
30. Schloen („Castrum Zlone cum terra“ – vgl. Wigger 1860).
31. Waren-Burgwallinsel im Feißnecksee (Corpus Arch. 57/78).
32. Malchin.
33. Sagel.



- Hauptburg
- Burgwall
- Zerörter Wall
- "Grenzzoneen

Dralle (80) ermittelte einen Kreisbogen von 200 km um Hamburg und ist der Meinung, daß das Ostufer des Kölpinsees in die Betrachtungen einbezogen werden müsse. Sein Hauptaugenmerk ist allerdings auf den Stechlinsee in der Priegnitz gerichtet.

Es kann nicht Sinn und Zweck des vorliegenden Beitrages sein, der schon langen Liste an möglichen „Rethra“-Orten noch weitere Lokalisierungen hinzuzufügen. Inhalt der Arbeit soll es vielmehr sein, die aufgrund der Überlegungen von Goldmann und Dralle im Müritzgebiet vorhandenen Fundorte aus jungslawischer Zeit auf entsprechende Möglichkeiten zu überprüfen, wobei der „Rethra“-Aspekt für das Müritzgebiet an sich nicht neu ist. Schon 1519 suchte Kranz in seiner „Vandalia“ das Heiligtum bei Röbel und Anfang dieses Jahrhunderts vermutete Wigglois „Rethra“ auf dem Steinhorn an der Müritz (81).

Zunächst sei die Entfernungsangabe bei Adam näher betrachtet. Die Distanz in Straßenkilometern von Hamburg bis Röbel beträgt 168 km. Daraus würde sich eine „Tagesreise“ von 42 km/d ergeben, ein Wert, der dem aus den anderen „Tagesreisen“ bei Adam ermittelten Durchschnittswert von 43,41 km sehr nahekommt. Der fragliche Ort muß in jedem Falle südlich der Elde-Peene-Scheide (unter Einbeziehung der Seenkette vom Jabeler zum Klocksiner See) zu suchen sein, da nur hier die Gaue der Redarier und Tolenser gelegen haben können.

Da Helmold angeführt hat, daß das Heiligtum auf tolensischem Gebiet gelegen habe, sollte sich die Aufmerksamkeit auf den Westteil des Gaues „Tolenz“ richten. Die periphere Lage des Heiligtums sollte dabei nicht stören. Derartige Anordnungen finden sich oft bei slawischen Völkern. Beyer und Wossidlo (82) prägten dafür den Begriff „Grenzheiligtümer“. Bei der vorliegenden „Bandbreite“ hinsichtlich des Begriffes „Tagesreise“ ist im Müritzgebiet ein Streifen in einer Tiefe von etwa 10 km entlang der Seenkette vom Malchiner See südwärts bis zum Südende der Müritz zu untersuchen, d. h., entlang der Scheide zwischen den einstigen Gauen „Warne“ und „Tolenz“ beziehungsweise zwischen den Gauen „Muriz“ und „Tolenz“.

Wieweit der Gau „Circipanien“ sich nach Süden erstreckt hat, ist unbekannt. Zumindest bleibt es fraglich, ob die Diöcesangrenze zwischen den Bistümern Cammin und Schwerin hierfür Anhaltspunkte vermittelt. Nach MUB 141 könnte sich dieser Gau einstmals bis Alt-Schwerin ausgedehnt haben. Die späteren Kirchspiele Kieth und Hohen-Wangelin werden wohl ursprünglich zur Burg Dobbin gehört haben und waren damit circipanisch. Das Kirchspiel Lütgendorf ist der „Heeg“-Burg zuzuordnen. Auf dieser Gemarkung soll das untergegangene „Mertinsdorp“ gelegen haben, daß 1260 zu Malchow gehörte. Die „Grenzzone“ zwischen den Gauen „Warnow“, „Circipanien“ und „Tolenz“ im nördlichen Müritzgebiet ist später durch die Rodungsdörfer (Papen-, Saps-, Panschen-, Gruben-, Albrechts-, Falken-, Gemeken- und Schmachthagen) verwischt worden. Hierzu ist auch die „Rühmte“ bei Waren und die „Vielister Räumung“ zu rechnen.

Der Gau „Muriz“ ist in die Betrachtungen miteinzubeziehen. Nach MUB 14, 52 muß dieser Gau im 10. und 11. Jahrhundert dem wilzischen beziehungsweise hevellischen Machtbereich zugeordnet gewesen sein. Er wurde vermutlich von der Hauptburg „Kieve“ („antiquum castrum wenedhen“?) beherrscht, die nach Schuldt (83) auch eine jungslawische Datierung aufweist. Etwa Ende des 11. Jahrhunderts müssen im Wege der Burgbezirkseinführung die Teilherrschaften „Turne“, „Lietze“ und „Vipperow“ entstanden sein. Beim Zerfall der Herrschaft „Vipperow“ entstanden die Teilherrschaften „Zepkow“, „Priborn“ und „Alt-Röbel“. Vipperow und Alt-Röbel müssen in ihrer Bildung jünger eingestuft werden als Priborn und Zepkow, denn nach MUB 181 wurden 1289 die „Landdinge“ an den Ursprung der fürstlichen Gewalt zurückverlegt und dies war interessanterweise nicht Alt-Röbel, das somit auch jünger gewesen sein muß als Alt-Malchow, das 963 schon bestanden haben soll. Während „Zepkow“ und „Priborn“ Bildungen waren, die wohl schon im 11. Jahrhundert existierten, müssen „Vipperow“ und noch später „Alt-Röbel“ Burgen gewesen sein, die erst zu Beginn beziehungsweise zum

Ende des 12. Jahrhunderts entstanden sind. Das Gleiche könnte für Mirow zutreffen. Nach Dralle (84) sollten Redarier und Tolenser um 928 unter hevellischer Oberhoheit gestanden haben. Dies hätte dann auch bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts für den Gau „Muriz“ zugetroffen.

Nach Wigger (85) soll der Obotritenfürst Niclot im Jahre 1150 mit Hilfe des Grafen von Holstein einen Aufstand der Obotriten niedergeworfen haben. 1151 soll er gegen die Redarier gezogen sein und dabei Röbel („Alt-Röbel“?) erobert haben. Im Rahmen dieser Eroberung soll er auch „Rethra“ (?) zerstört haben. Da der Gau „Muriz“ bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts zum tolensisch-redarischen Machtbereich gehört hat, muß das Westufer der Müritz demnach bei der „Rethra“-Suche berücksichtigt werden.

Die Besiedlung in jungslawischer Zeit (Abb. 3) verdeutlicht die Siedlungskammern im Sinne von Herrmann (86), die für eine Suche in dem angegebenen Sektor im Müritzgebiet aufgrund der Entfernungsangaben bei Adam in Betracht kommen. Es handelt sich bei den Siedlungskammern um nachfolgende Areale, wobei auffällt, daß praktisch alle Siedlungskammern weitgehend auf Niederungsgebiete konzentriert waren, wie es nach der slawischen Naßfeldbauweise zu erwarten war. Nach Herrmann (87) ist mit einer wesentlichen Verschiebung dieser Siedlungskammern aufgrund des inzwischen erreichten Forschungsstandes nicht mehr zu rechnen:

- Das südliche Müritzgebiet um die Burgen Kieve, Priborn, Alt-Gaarz, Zepkow und Vipperow
- Das südwestliche Müritzgebiet um die Burgen Steinhorn, Alt-Röbel, Bollwick, Dambeck und Bütow
- Das Gebiet zwischen Kölpinsee und Müritz zwischen Lebbin, Grabenitz, Wendhof und Klink
- Das Gesamtgebiet von Alt-Wahren mit Eldenburg, Schwenzin, Vielist, Kamerun und Majorseck bei Waren
- Das Areal um den Feißnecksee bei Waren mit Burgwall, Nesselberg, Wienpitsch und Teufelsbruch
- Das Ostufer der Müritz bis Müritzhof mit dem „Hinnenfeld“, der Knüppeldammwiese, dem Großen Bruch, dem Rederangsee und dem „Flederberg“ an der Lehmhorst. Ferner sind wohl die Siedlungen „Warnker See“ und „Schwarzenhof“ diesem Komplex zuzurechnen

Nach den Tempelbeschreibungen bei Thietmar und Adam kommen als mögliche Orte in Betracht:

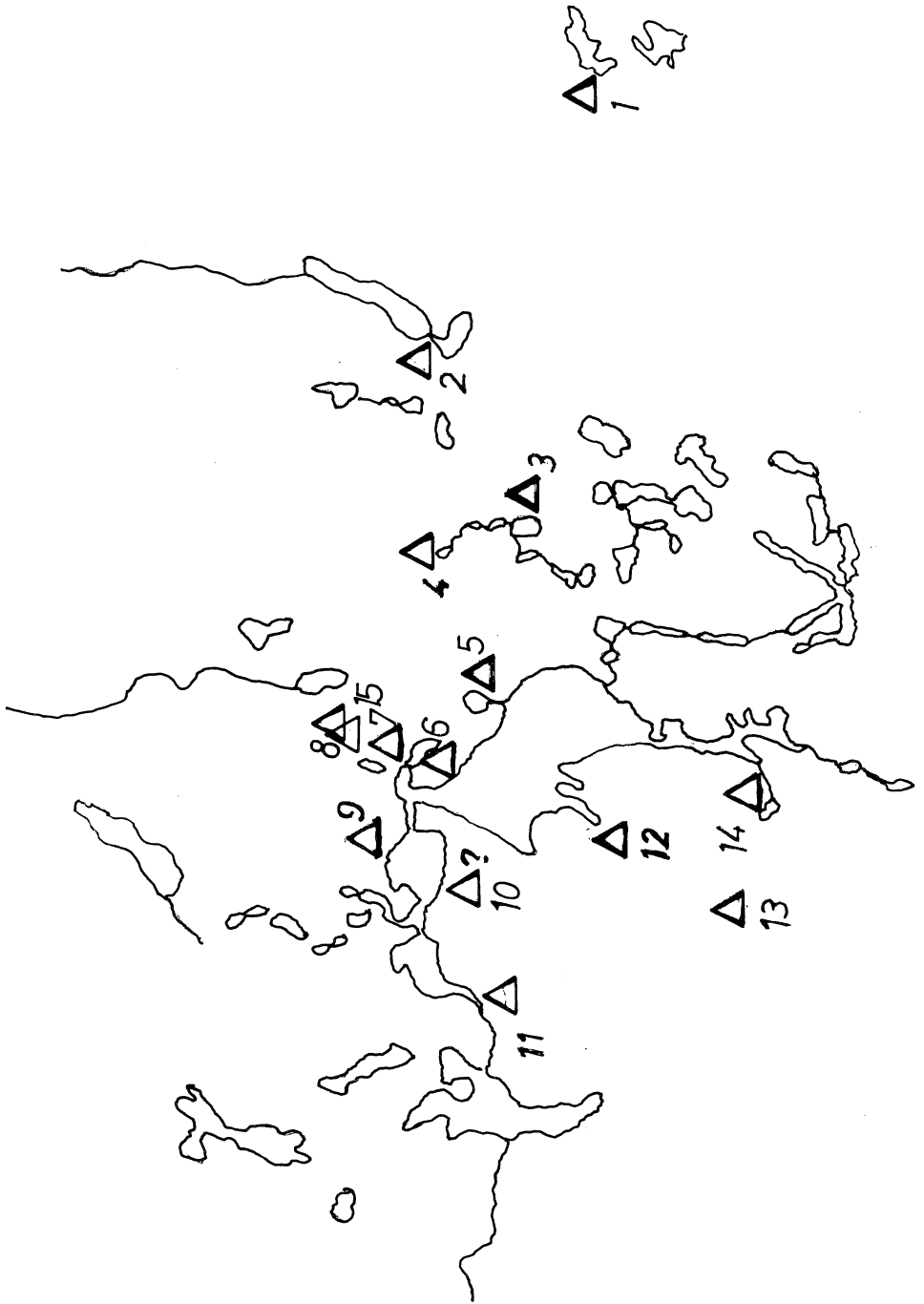
- Das „Steinhorn“ bei Röbel
- Der „Burgwall“ oder die „Warft“ von „Alt-Röbel“ (auf der die Altstädter Kirche errichtet wurde)
- Das Müritzufer bei Klink
- Der „Swienschwühl“ bei Alt-Wahren
- Der „Swiensuurht“ am Feißnecksee
- Das „Hinnenfeld“ bei Müritzhof

In Abb. 4 sind mögliche slawische Kultstätten zusammengestellt, auf deren einstige Existenz mehr oder weniger gesicherte Spuren hindeuten. In diesem Zusammenhang sind besonders die Kultstätten Nr. 5, 6, 7, 9, 12 und 15 näher zu betrachten.

Allgemein ist folgendes zu beachten. Es liegen drei Zeitangaben vor, an denen „Rethra“ zerstört worden sein soll:

- a) Nach den Ann. Aug. (88) könnte Bischof Bucharth von Halberstadt im Jahre 1068 das Heiligtum zerstört haben. In diesem Jahr wurde es letztmalig mit Namen angeführt.
- b) Im Winterfeldzug 1127/28 hat Kaiser Lothar ein „berühmtes Heiligtum“ vernichtet, das jedoch namentlich nicht genannt wurde (89)





c) Im Jahre 1151 soll der Obotritenfürst Niclot bei einem Zug gegen die Redarier, bei dem er Röbel erobert (!), „Rethra“ zerstört haben (90). Die letztgenannte Mitteilung muß mit Skepsis aufgenommen werden. Herrmann (1968, p. 187) folgert aus der Tatsache, daß Heinrich um 1100 einen Heerzug gegen Havelberg unternahm, daß schon zu dieser Zeit Havelberg und Brandenburg obotritisch waren. Dies müßte dann auch für den Gau „Muriz“ zutreffen.

Die vorstehend angeführten Angaben haben in ihrer Gesamtheit mehr Verwirrung als Klarheit gebracht. Insbesondere erhebt sich die Frage, ob es sich in allen Fällen um identische Kultstätten gehandelt hat, ob das Heiligtum nach jeder Zerstörung verlegt und wiederaufgebaut worden ist, wie es Herrmann (91) beispielsweise beim „Gatscheck“ und der „Fischerinsel“ am Tollensesee vermutet oder ob es sich ganz einfach in den beiden letztgenannten Fällen nur um Imitationen gehandelt hat, die im Nachklang zu dem berühmten Vorläufer errichtet wurden, ohne die Bedeutung des ursprünglichen Vorläufers zu erreichen. Die Verwirrung ergibt sich auch aus den Hinweisen bei Helmold (I, 2, I, 23, I, 52), wonach das Heiligtum zunächst den Redariern, dann Redariern und Tolensern gemeinsam gehörte und letztendlich sogar ein obotritisches Heiligtum war.

In diesem Zusammenhang hat Schuchhardt (92) auf eine entscheidende Informationsquelle hingewiesen. In seiner „vitae otton.“ hat Ebbo im Jahre 1128 „Rethra“ nicht erwähnt. Die Route des Missionars verlief auf seinem Weg nach Demmin offenbar entlang der Müritz und zwar auf dem Westufer über die Siedlungskammern Kieve, Röbel, Klink und über die Elde bei Eldenburg (93). Somit können für 1127 und später die Siedlungskammern am Westufer der Müritz als mögliche „Rethra“-Standorte außer Betracht bleiben. Ferner ist Ebbo zu entnehmen, daß das Heiligtum um diese Zeit nicht mehr vorhanden war, zumindest nicht im Müritzgebiet.

Die Frage muß sich aus diesem Grunde auf das Heiligtum in der Zeit zwischen 928 bis 1068 konzentrieren. Hierbei ist von den inzwischen gesammelten Erkenntnissen (94) auszugehen, wie sie allgemein für slawische Kultstätten nunmehr vorliegen. Herrmann verweist in diesem Zusammenhang auf das Heiligtum Perun bei Nowgorod, auf eine slawische Kultstätte im früheren Hinterpommern bei Treptow (Filipowiak), auf die Heiligtümer bei Brodowin am Parsteiner See und von Saaringen bei Brandenburg sowie auf die Kultstätten in den Burgen von Feldberg und Arkona. Bei allen Kultstätten ergab sich übereinstimmend, daß es sich um Tempelbauten gehandelt hat, die in der Regel jeweils durch einen Banngraben von etwa 2 bis 3 m Breite ohne jede Befestigung abgegrenzt wurden. Der innere Durchmesser des Tempelrundes betrug etwa 20–25 m. Derartige Bauten sind im südwestlichen Müritzgebiet mit Ausnahme der Burg „Kieve“ (Corpus Arch. 58/26) nicht nachgewiesen. „Kieve“ scheidet den Umständen nach als möglicher „Rethra“-Standort aufgrund der in den Chroniken gegebenen Beschreibungen aus.

Beim Burgwall auf dem Steinhorn (Corpus Arch. 58/34) ist eine Anlage, die eine Kultstätte darstellen könnte, bislang nicht gefunden worden. Funde in der unmittelbaren Umgebung (Corpus Arch. 58/35–40) datieren aus dem 10.–11. Jahrhundert, betreffen demnach den hier infragekommenden Zeitraum.

---

Abb. 4: Slawische Kultstätten im Müritzgebiet

1. Feldberg (vgl. Schuchhardt 1926, Karbe 1954, Herrmann 1970). 2. Fischerinsel bei Wustrow (vgl. Hollnagel 1962, Herrmann 1971). 3. Tempelburg „Zcarnicz“ (vgl. Beyer 1872). 4. „Chotibanz“ (Lisch 1838, 1858, Beyer 1872). 5. „Flederberg“ an der Lehmhorst am Rederangsee (Karte Schmettau 1798). 6. „Swiensuurth“ (Wossidlo 1930, Schabow 1963). 7. „Nesselberg“ („Nedzebog“ – vgl. Asmus 1924). 8. Seebänken „Heistersteine“ – vgl. Deppe 1982/83). 9. Schwenzin („Swanzyn“ = Zutibure. – Vgl. Wienecke 1940, Herrmann 1970). 10. Grabenitz („Kleine Eschhorst“ – Kultstätte der Burg? Vgl. Corpus Arch. 58/31). 11. Kloster Malchow („Malachon“ 1147, MGSS XVI/188, vgl. Wigger 1860, Lisch 1867). 12. Alt-Röbel („Tempel“ – vgl. Lisch 1843, 1852, Beyer 1867). 13. „Flederberg“ beim „Demmin“ (Karte Wiebeking 1768). 14. Kieve (Corpus Arch. 58/26). 15. „Engelswerder“-Radegasttempel (Freund 1909).

Problematischer ist die Beurteilung der Funde von „Alt-Röbel“ (Corpus Arch. 58/54–62). „Burgberg“ (Corpus Arch. 58/54) und „Altstädter Kirche“ (Corpus Arch. 58/62) scheinen in einem gewissen Zusammenhang gestanden zu haben. Nach Vitense, O., 1912: Meckl. Gesch. Berlin & Leipzig, p. 36 wurden Kirchen meist an Stellen heidnischer Kultstätten errichtet. Petersohn (1979, p. 231) vertritt hingegen eine andere Auffassung. Es bleibt deshalb fraglich, ob an der Stelle, wo die Altstädter Kirche errichtet wurde, eine slawische Kultstätte gestanden hat oder ob es sich um eine „Warft“ handelte (vgl. a. Lisch, G., 1843: MJB 8ß114–119 sowie 1852: MJB 17:9). Den Funden nach war der „Burgberg“ seit dem 11. Jahrhundert benutzt, ob als Siedlung oder etwa als Heiligtum wie beim Triglav-Tempel von Brandenburg, muß offenbleiben. In diesem Zusammenhang ist vielleicht erwähnenswert, daß Schuchhardt (95) darauf verwiesen hat, daß die Tempelbauten der hier interessierenden Zeitspanne des 10. und 11. Jahrhunderts auf Anhöhen errichtet wurden. „Alt-Röbel“ bleibt demnach als möglicher Ort für „Rethra“ im Jahre 1066 in der Diskussion, weil

- „Alt-Röbel“ als Bestandteil des Gaues „Muriz“ nach MUB 14 im 11. Jahrhundert dem wilzischen beziehungsweise hevellischen Machtbereich zuzurechnen war und dem Erzbistum Magdeburg angehörte
- „Alt-Röbel“ ein fundreiches Gebiet und eine größere Siedlungskammer darstellt, wobei die Datierung in das 11. Jahrhundert weist (vgl. Corpus Arch. 58/55, 56, 58, 60).
- „Alt-Röbel“ ein altes Siedlungsgebiet war, das schon im 6. und 7. Jahrhundert besiedelt gewesen ist (vgl. Corpus Arch. 58/61).

Durch die frühdeutschen Bauten auf dem „Burgberg“ (um 1200) und auf der „Warft“ am Müritzufer mit der Altstädter Kirche (Baubeginn vielleicht kurz nach 1200) werden indessen fast alle slawischen Spuren beseitigt worden sein. Zumindest müssen sie derart verwischt worden sein, daß eine Rekonstruktion nicht mehr möglich ist.

Burg und Heiligtum von „Alt-Malchow“ (Corpus Arch. 57/42–46) scheiden bei der vorliegenden Betrachtung aus, da einmal diese „terra“ nachweislich stets zum Gau „Warne“ und somit in der fraglichen Zeit zum obotritischen Machtbereich gehörte. Zum anderen wurde in den Ann. Magd. 1147 mit keinem Wort erwähnt, daß es sich hier um „Rethra“ gehandelt hat, was sonst wohl sicherlich der Fall gewesen wäre. Die Burg „Alt-Malchow“ lag wahrscheinlich auf der Insel in der Reke und nicht auf dem Burgwall von Laschendorf (vgl. a. Schmaltz 1906, p. 186, 1907, p. 70 sowie Lisch, G., 1843: MJB 8:133 und 1867: MJB 32:3–54).

Die Siedlungskammer um Klink–Poppentin–Lebbin zwischen Kölpinsee und Müritz (Corpus Arch. 57/25–28, 58/30–32) scheidet bei der Suche nach „Rethra“ gleichfalls aus, da es keine entsprechenden Spuren gibt. Die „Kleine Eschhorst“ (Corpus Arch. 58/32) scheint ein Ringwall und kein Tempelbau gewesen zu sein.

Der Fundkomplex von Alt-Wahren (Corpus Arch. 57/79–97) bedarf besonderer Überlegungen. Zunächst muß befremdlich wirken, daß für diese große Siedlungskammer keine Burg nachgewiesen ist. Es ist kaum vorstellbar, daß die Bewohner dieser Siedlungen ohne Schutzburg ausgekommen sind. Das Fehlen einer Burganlage deutet auf eine noch vorhandene Lückenhaftigkeit hin. Die Burg auf der Burgwallinsel im Feißnecksee kommt hierfür nicht in Betracht. Herrmann (1968, p. 196) rechnet den Burgwall von Waren zu den kleinen Burgen (96). Es ist davon auszugehen, daß die Siedlungskammer von „Alt-Wahren“ im 10. und 11. Jahrhundert zum Gau „Tolenz“ zählte. Der territoriale Mittelpunkt muß im 9. Jahrhundert die Gauburg „Schloen“ („terra zlonē“) gewesen sein, deren Territorialfunktion vielleicht schon im 10., mit Sicherheit jedoch im 11. Jahrhundert auf die Feißneckburg übergegangen ist (97). Die Größe der Siedlungskammer um Binnenmüritz, Tiefwareensee, Feißnecksee und Torgelower See steht in deutlichem Mißverhältnis zu der Größe der Feißneckburg. Aus diesem Grunde ist anzunehmen, daß die

Feißneckburg der Sitz eines obotritischen Teilfürsten gewesen ist (98). Den Funden nach (99) ist die Burgwallinsel im 6.–7. Jahrhundert wahrscheinlich durch Wilzen besiedelt worden. Darauf deuten zumindest die Funde an Feldberger Keramik hin. Im 11. Jahrhundert muß die Siedlung überbaut worden sein. Die Grabungsergebnisse von R. Beltz und U. Schoknecht lassen jedoch eine eindeutige Trennung der verschiedenen Kulturschichten nicht zu (vgl. Herrmann 1968, p. 41).

Möglicherweise wurde die Burgwallinsel nach der wilzischen Besiedlung im 6.–7. Jahrhundert während der obotritischen Rückeroberung im 8.–9. Jahrhundert erneut besiedelt. Die Funde an Menkendorfer und Freesendorfer Keramik scheinen dies anzudeuten. Im 10.–11. Jahrhundert muß der Burgwall errichtet worden sein (100), (101). Der Übergang von den wilzischen Höhenburgen auf die kleineren Niederungsburgen wird für das 10. Jahrhundert angenommen. Beispielsweise erfolgte der Übergang von der Burg Suckow auf den Burgwall von Teterow um 900. Demnach müßte bereits im 10. Jahrhundert die Territorialfunktion der einstigen Höhenburg „Zlone“, spätestens jedoch zu Beginn des 11. Jahrhunderts auf die Burgwallinsel übergegangen sein. Damit muß sie auch deren Namen übernommen haben, der für den ganzen Landstrich bezeichnend wurde („terra zlone“). Die einstmals sicherlich vorhandene Burg für den Siedlungsraum „Alt-Wahren“ wurde bislang nicht gefunden. Ob es jener „Burgwall“ bei Kamerun war, der in der Flurkarte von Balsleben (1726) aufgeführt ist, bleibt fraglich. Bislang konnten keine entsprechenden Spuren gefunden werden (vgl. a. Fromm, L. & Struck, K., 1864: Arch. Landesk. 14:29 ff.).

Die Burg im Feißnecksee war von mehreren Siedlungskammern umgeben: „Alt-Wahren“ (Corpus Arch. 58/80–84, 95–97), Neu-Waren (Corpus Arch. 57/86, 89, 90, 91, 92), „Moorsee“ (Corpus Arch. 57/87), „Warnker See (Corpus Arch. 57/93). Ferner deuten einige Flurnamen auf die Existenz slawischer Kultstätten hin. Im Sinne der „Rethra“-Forschung sind von Interesse:

- a) „Alt-Wahren“ mit dem „Swienschwirl“ und „Schwenzin“ (Swanzyn) am Westufer der Binnenmüritz
- b) Der „Swienschuurht“ am Westufer des Feißnecksees (mit „Wienpietsch“, „Nesselberg“, „Düwelsbrauk“ und „Kirchentannen“)
- c) Das „Hinnenfeld“ bei Müritzhof (mit „Großem Bruch“, „Rederang“, und „Flederberg“ an der Lehmhorst). Auf dieses Gebiet hat Goldmann (102) besonders hingewiesen.

Für die Siedlungskammer „Alt-Wahren“ als möglichem Standort für „Rethra“ sprechen folgende Umstände:

- Es hat sich im 10. und 11. Jahrhundert um tolensisches Gebiet gehandelt.
- Das Gebiet ist sehr fundreich. Es liegen mehrere Schatzfunde vor (Corpus Arch. 57/80, 57/81).
- Die Siedlungskammer war im 11. Jahrhundert stark besiedelt
- Der „Swienschwirl“ besteht aus den Inseln „Großer Schweinwerder“ und „Kleiner Schweinwerder“ (Abb. 5). Bei einem Steigen oder Fallen des Wasserspiegels bildeten sie Inseln oder waren mit dem Festland verbunden. Die Beschreibungen beider Chroniken (Thietmar und Adam) lassen sich auf den „Swienschwirl“ anwenden (103)
- Nach Wossidlo und Puls (104) ist die Umgebung von „Alt-Wahren“ besonders sagenreich, was auf kultische Bedeutung hinweist.
- Der Flurname „Schwenzin“ (Swanzyn 1230) könnte von „Zutibure“ = Heiliger Hain (105) abgeleitet sein. Für die Funktion als heiliger Hain spricht auch die frühe Zuordnung des Dorfes Schwerzin als Pfarrgut zur Kirche von Alt-Waren, wie es bei der Christianisierung der Slawen üblich war, indem heidnisches Tempelgut der Kirche

Jungslawische Funde

- Siedlung
- + Grab
- x Einzelfund
- ◇ Schatzfund
- △ Kultstätte

- 1 Behrenswerder
- 2 Großer Schweinwerder
- 3 Kleiner Schweinwerder
- 4 Alt-Wahren (Scharnow)
- 5 "Oll Dörpstätter"
- 6 "Burgwall"
- 7 Teschenberg
- 8 Weinberg
- 9 Mühlenberg
- 10 Alt-Waren
- 11 Stüde
- 12 Papenberg
- 13 Nesselberg
- 14 Herrensee
- ✱ Sumpf

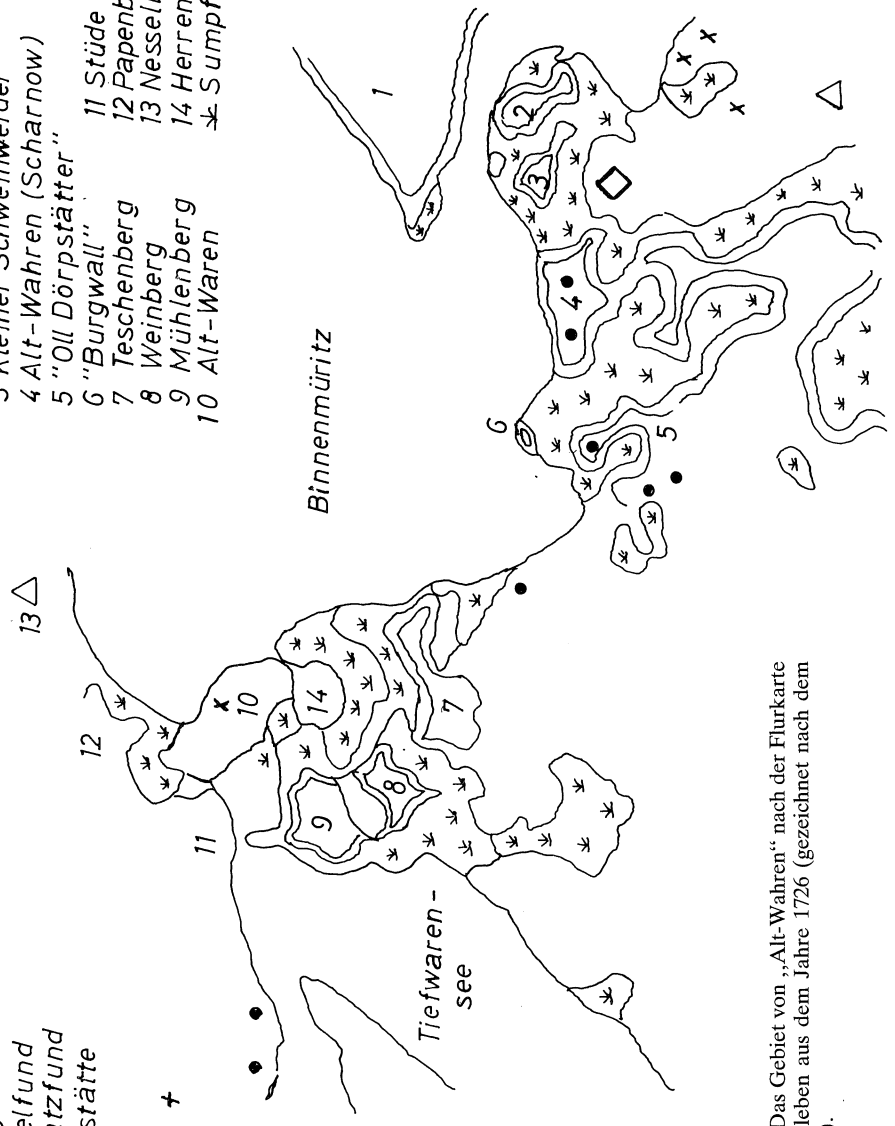


Abb. 5: Das Gebiet von „Alt-Wahren“ nach der Flurkarte von Balsleben aus dem Jahre 1726 (gezeichnet nach dem Original).

übereignet wurde. Wahrscheinlich ist dies nach Abschluß der „Wendenkreuzzüge“, d. h., nach 1164 geschehen. Vielleicht existierte das Burgwardkirchspiel der Warener Pfarrkirche bereits wesentlich früher, als bislang angenommen. Zumindest um die Mitte des 12. Jahrhunderts war der obotritische Kleinadel größtenteils zum Christentum übergetreten. Da Niclot um 1150 begann, bei den Burgen deutsche Kaufmannssiedlungen anzulegen, kann neben der ersten Burgwardkirche (sicherlich als Holzbau) bereits die frühdeutsche Kaufmannssiedlung auf der Altstadt zu Waren entstanden sein. Auch die Anlage des „alten Kietzes“ vor der Altstadt von Waren am Müritzufer kann schon Mitte bis Ende des 12. Jahrhunderts erfolgt sein.

Gegen die Annahme einer Existenz von „Rethra“ bei „Alt-Wahren“ spricht insbesondere der Umstand, daß bislang keinerlei Spuren einer Kultstätte oder einer Burganlage gefunden worden sind. Ob der Burgwall „Kamerun“ hierfür in Betracht kommt, muß fraglich bleiben (106).

Der „Swiensuurht“ am Westufer des Feißnecksees verdient besondere Aufmerksamkeit. Für die Möglichkeit, daß diese Siedlungskammer den „Tempel Rethra“ beherbergt hat, sprechen folgende Umstände:

- Die Feißneckburg war im 11. Jahrhundert der territoriale Mittelpunkt einer „regio“
- Nur bedeutende Fürstenburgen waren offenbar mit einem Tempel versehen (107). Am Westufer des Feißnecksees beim „Swiensuurht“ befand sich ein Fischerzug mit der Bezeichnung „Chrami“, abgeleitet von „Kremel“ = Tempel (108). Wossidlo (109) verwies darauf, daß die christlichen Priester häufig abfällige Bezeichnungen wählten, um den Slawen heilige Orte zu verunglimpfen. Allerdings kann dieser Flurname auch durch die mittelalterliche Schweinemast entstanden sein.
- Der Flurname „Papenberg“ bei Alt-Waren könnte nach Wossidlo (110) von „Babina Gora“ abgeleitet sein und ursprünglich eine Kultstätte der slawischen Göttermutter „Baba“ gewesen sein, doch ist diese Ableitung nicht sicher. Der Flurname „Nesselberg“ könnte von „Nedzebog“ (= Mordgott, Dämonengott) stammen (111).
- Der Flurname „Harzgohrn“ am Fuße des Nesselberges kann von „Chata gora“ (= Hüttenberg) abgeleitet sein. Es könnte sich um ein „suburbium“ der Feißneckburg gehandelt haben.
- Der Flurname „Wienpietsch“ ist wahrscheinlich von „Wiksol“, „Wiejeka“ = Vorburg, Marktort abgeleitet (112). Nach Ludat (113) war „Wiek“ die Bezeichnung für eine vorkoloniale „civitas“. Kietze waren hingegen vorkoloniale „suburbien“.
- Die Sagenvielfalt der Burgwallinsel im Feißnecksee in Beziehung zur Umgebung (Nesselberg = Zwergsagen, Teufelsbruch = Schimmelreitersage, Kirchentannen u. a. m.) deutet darauf hin, daß um den Feißnecksee ein kultisches Zentrum gelegen hat (114), wenngleich die eigentliche Kultstätte zunächst wohl am Westufer des Sees gelegen hat und erst später auf die Burgwallinsel verlegt worden ist (115).

Theoretisch wäre es bei der Siedlungskammer „Feißnecksee“ möglich, beide Chroniken von Thietmar und Adam in Übereinstimmung zu bringen. Während im 10. Jahrhundert der Tempel zunächst am Westufer am „Swiensuurht“ gestanden hat, ist er im 11. Jahrhundert auf die Burgwallinsel verlegt worden. Nach Berichten von Hainmüller (mdl.1950) führte eine Brücke von der Burgwallinsel zum Festland. Möglicherweise waren zwei Brücken vorhanden, von denen eine direkt zum „Swiensuurht“ ging. Feißnecksee und Müritz standen stets direkt in Verbindung. Zu verweisen ist außerdem auf die Sage, wonach zum Johannistag auf der Burgwallinsel ein „geschäftiges Treiben mit vielen Buden“ zu beobachten sei (Wossidlo). Dies deutet auf einstige kultische Bedeutung hin. Gegen die vorstehend aufgeführte These spricht das bisherige Fehlen von Funden am „Swiensuurht“ und vom „Wienpietsch“.

Der dritte potentielle Ort für „Rethra“ im Müritzgebiet liegt auf dem „Hinnenfeld“ bei Müritzhof. Auf dieses Areal hat Goldmann besonders hingewiesen. Für dieses Gebiet als Standort sprechen folgende Umstände:

- Es handelt sich um ein „dreispitziges“ Höhenplateau
- Nach Osten könnte ein Tor zum Rederangsee geführt haben, der 1794 in größerer Breite mit der Müritz in Verbindung gestanden hat (Abb. 6)
- Bei einem Anstieg des Wasserspiegels um etwa einen Meter würde das „Hinnenfeld“ zur Insel, daher vermutlich der Flurname „Knüppeldammwiese“.
- Nach mehreren Angaben (116) soll am „Hinnenfeld“ das letzte „Götzenbild“ der „Heiden“ gestanden haben.
- Gegenüber dem „Hinnenfeld“ liegt auf dem gegenüberliegenden Ufer des Rederangsees der „Flederberg“ an der Lehmhorst (117). Nach Schmaltz (118) waren „Fliederberge“ ein Charakteristikum slawischer Burgwälle, Tempel oder Stutereien. Dies hing mit dem „Putsaetus“-Kult zusammen.

Gegen die Annahme einer Lage von „Rethra“ auf dem „Hinnenfeld“ bei Müritzhof sprechen folgende Fakten:

- Es liegen bislang keine Funde aus dem unmittelbaren Areal vor. Immerhin wurde das „Hinnenfeld“ erst nach 1817 abgeholzt und erneut aufgeforstet. Dabei hätten eigentlich Funde registriert werden müssen.
- Siedlungsfunde vom „Hinnenfeld“ sind nicht bekannt. Erst am Warnker See und bei Schwarzenhof sind jungslawische Siedlungen nachweisbar. Bereits Brückner (119) wies darauf hin, daß „Rethra“ nicht in einem siedlungsleeren Gebiet zu suchen ist.
- Der Name „Rederang“ hat wahrscheinlich keine sprachliche Beziehung zu den Redariern, sondern ist abgeleitet von „radoraky“ = Sumpf, Morast (120). Es existierten mehrere Dörfer mit dem Namen „Rederang“ (Roderanke), so in der „Lietze“ und bei Satow.

Entscheidend ist das Fehlen jeglicher Funde, was bei einem so bedeutsamen und zentralen Heiligtum als unwahrscheinlich angesehen werden muß. Wengleich der unmittelbare Tempelbezirk vielleicht auch unbewohnt war, wie es die Chroniken vermitteln, so müssen doch in der näheren Umgebung Wohnplätze für die Priesterschaft und die Tempelgarde existiert haben, zumal der Kultort auch Versammlungsplatz gewesen ist. Außerdem muß in der Nähe ein Gestüt vorhanden gewesen sein, denn das „weiße Roß“ des Gottes „Svarosicz“ spielte bei den Orakelsprüchen eine wichtige Rolle, wie es vom Beispiel Arkona bekannt ist.

Die übrigen Kultstätten im Müritzgebiet wie beispielsweise „Chotibanz“ (=Kostal, Tempel) oder die „Heistersteine“ in den Seebänken kommen den Umständen nach als Standort für „Rethra“ nicht in Betracht. Somit verbleiben als potentielle Standorte: „Alt-Röbel“, die Siedlungskammer von „Alt-Wahren“, die Feißneck-Burgwallinsel, der „Swiensuurth“ beim Wienpietsch und das „Hinnenfeld“ bei Müritzhof. Welcher dieser Standorte am wahrscheinlichsten ist, kann nur durch intensive archäologische Forschung geklärt werden, wobei man keine allzugroßen Hoffnungen in dieser Hinsicht hegen sollte, nachdem selbst von bekannten slawischen Burgen und Zentren wie „Alt-Lübeck“ oder „Arkona“ nur bedingt befriedigende Rekonstruktionen gelungen sind.

Allem Anschein nach hat es sich beim Tempel „Rethra“ um einen Holzbau gehandelt, von dem es schwierig sein wird, noch irgendwelche Spuren zu finden (121). Außerdem muß man davon ausgehen, daß durch nachfolgende Bauten viele Spuren verwischt sein werden. So kann es kommen, daß das wendische Heiligtum „Rethra“ auch in Zukunft sein im Dunkeln der Geschichte liegendes Geheimnis bewahren wird. Nur seine Spuren in den alten

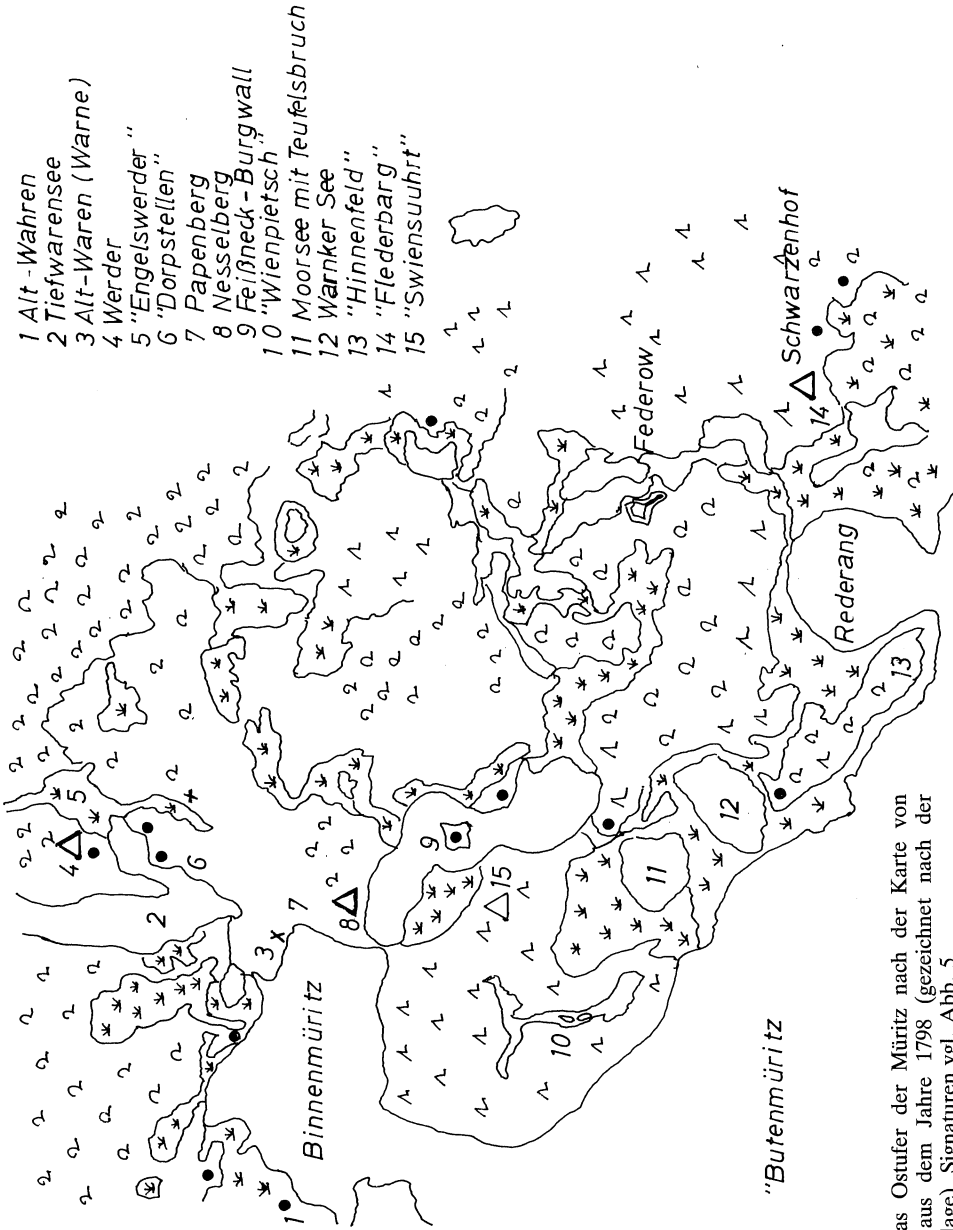


Abb. 6: Das Ostufer der Müritz nach der Karte von Schmettau aus dem Jahre 1798 (gezeichnet nach der Originalvorlage). Signaturen vgl. Abb. 5



Chroniken werden stets erneut zu Überlegungen herausfordern. Vielleicht gelingt es der Archäologie, durch den Einsatz moderner Techniken neue Erkenntnisse zu erarbeiten. Nach wie vor bleibt die Lösung des Geheimnisses von „Rethra“ dem „Spaten“ des Archäologen vorbehalten.

## Zusammenfassung

Die Beschreibung des überregional bedeutsamen wilzischen Heiligtums „Rethra“ in den Chroniken des Thietmar von Merseburg und bei Adam von Bremen hat seit mehr als 500 Jahren immer neue Versuche zu einer Lokalisierung ausgelöst. Bislang ist in Norddeutschland an mehr als 30 Orten nach der rätselhaften Tempelburg ohne Erfolg gesucht worden. Dabei bereitet die Lokalisierung der wendischen Gaue „Raduir“, „Muriz“ und „Tolenz“, die zu dem Heiligtum in Beziehung standen, zusätzliche Schwierigkeiten. Die Gaue „Muriz“ und „Tolenz“ können noch mit einiger Genauigkeit rekonstruiert werden. Neuere Überlegungen, basierend auf Entfernungsangaben bei Adam von Bremen, geben Anlaß zu der Vermutung, daß die Tempelburg in einem Umkreis von 190 bis 200 km östlich von Hamburg gelegen hat. In diesem Falle sind sowohl das West- wie auch das Ostufer der Müritz als potentielle Standorte anzusehen. Sowohl der Gau „Muriz“ als auch der Gau „Tolenz“ gehörten im 11. Jahrhundert zum wilzisch-hevellischen Machtbereich. Eine Reihe von Fundorten am West- und am Ostufer kommen nach den Fundstrukturen als Standorte in Betracht. Es handelt sich im einzelnen um „Alt-Röbel“, „Alt-Wahren“, die Burgwallinsel im Feißnecksee bei Waren, das Westufer des Feißnecksees und das „Hinnenfeld“ bei Müritzhof am Ostufer der Müritz. Die Aussagekraft von Funden, Flurnamen und Standortbeschaffenheit werden diskutiert. Die Lösung des Rätsels „Rethra“ bleibt nach wie vor dem Archäologen vorbehalten.

## Anmerkungen

(1) Thietmar von Merseburg (vgl. Unger, J., 1952: Offa 11:101–112, hier p. 109ff. sowie Wigger, F., 1860: Mecklenburgische Annalen bis zum Jahre 1066. Schwerin, p. 57 ff.)

§ 1 Est urbs quaedam in Pago Riedierun, Riedegost nomine, tricornis ac tres in se continens portas <una quæque per singula cornua> quam undique silva ab incolis intacta et venerabilis circumdat magna.

§ 2 Duæ ejusdem Portae cunctis introeuntibus patent, tertia quæ orientem respicit et minima est, tramitem ad mare juxta positum et visu nimis horribile monstrat <qu(a)e nulli facile patet>.

§ 3 In eadem est nil nisi fanum de ligno artificiose compositum, quod pro basibus diversarum susentatur cornibus bestiarum. Hujus parietes variae deorum dearumque imagines mirifice insculptae, ut cernentibus videtur, exterius ornant.

§ 4 Interius autem dii stant manu facti, singulis nominibus insculptis, galeis atque loriceis terribiliter vestiti, quorum primas Zuarasici dicitur, et pre ceteris a cunctis gentilibus honoratur et colitur.

(Beschreibung des Kultes in diesem Tempel, Orakel durch das Pferd.) Fortsetzung: Kapitel 25 (18):

§ 5 Quot regiones sunt in his partibus, tot templa habentur et simulacra demonum singula ab infidelibus coluntur, inter quae civitas supramemorata principalem tenet monarchiam.

## Übersetzung

§ 1 Es gibt eine gewisse Burg (urbs) im Gau der Riedier, Riedegost mit Namen, dreihörnig und dazu drei – in sich enthaltend – Tore <ein jedes wegen der einzelnen Hörner>, welche Burg allseitig ein großer, von den Einwohnern unberührter und verehrungswürdiger Wald umgibt.

§ 2 Zwei ebendieser (Burg-)Tore stehen den gesammelten Eintretenden offen, das dritte (Tor), das nach Osten sich umsieht und das kleinste ist, zeigt den Pfad zum dicht dabei gelegenen See („Meer“) und einen allzu schauerlichen Anblick <das keinem leicht offensteht>.

§ 3 In ebendieser (Burg) ist nichts als das Heiligtum, aus Holz kunstreich zusammengesetzt, das statt der Fundamente gestützt wird durch die Hörner verschiedener Tiere. Dessen Wände schmücken außen allerlei Bilder von Göttern und Göttinnen bewundernswert eingeschnitzt, wie es den Beschauern scheint.

§ 4 Drinnen aber stehen Götter, von Menschenhänden gemacht, mit den einzelnen Namen eingeschnitzt, mit Helmen und Panzern schrecklich angetan, deren oberster Zuarasici heißt und vor den übrigen von allen Volksgenossen verehrt und angebetet wird.

§ 5 Wieviel Gae in diesen Ländern sind, soviel Tempel haben sie, und einzelne Bilder der Dämonen werden bei den Ungläubigen verehrt, unter denen die oben genannte Stadt (civitas) die hauptsächliche Herrschaft einnimmt.

Klammerangaben = Zusatz des Codex in Brüssel

Nach übereinstimmenden Auffassungen (vgl. zum Beispiel Giesebrecht, L., 1843: Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182. Berlin I, p. 68 ff, Schuchhardt, C., 1926: Arkona, Rethra, Vineta. Berlin, p. 31, Wienecke, E., 1940: Untersuchungen zur Religion der Westslawen. Leipzig, p. 260, Bilek, J., 1952: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Jahrbuch (zit.: BMJ) p. 130, Herrmann, J., 1970: Die Slawen in Deutschland. Berlin, p. 260 ff.) handelte es sich bei der von Thietmar genannten Hauptgottheit „Zuarasici“ um die slawische Gottheit „Svarozicz“ (= „Radigost“ = „Svarocs Sohn“). Mit dieser Gottheit zusammen hing ein Orakelkult, bei dem das „heilige Roß“ ebenso wie in den Tempeln von Arkona und Wollin eine besondere Rolle spielte. Nach Beyer, G., 1867: Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Schwerin (= Meckl. Jb. zit.: MJB) 32:148 wurde das „heilige Roß“ gesattelt und gezäumt von dem Oberpriester und der berittenen Tempelgarde dem Heer voran in die Schlacht geführt. Hieraus hat Schwarz, E., 1925: Mannus 17:212 ff. abgeleitet, daß Bischof Burchard von Halberstadt im Jahre 1068 „Rethra“ selbst nicht zerstört habe, sondern in der Feldschlacht nur das „weiße Roß“ erbeutet hat. Schuchhardt (1926, p. 36) ist dieser Auslegung nicht gefolgt.

(2) Thietmar, Chronik: Buch VI, Kap. 17

(3) Wienecke 1940, p. 219 ff.

(4) Vgl. Unger 1952, p. 110 u. Giesebrecht, W., 1885: Geschichte der deutschen Kaiserzeit. p. 704 Brief des Erzbischofs Brun, Apostels der Preußen, an seinen Verwandten, Kaiser Heinrich II., um 1005. (W. v. Giesebrecht, Gesch. des deutschen Kaisers Heinrich II. Anhang. – Ders., Kaiserzeit, II, 602. – Frhr. v. Hammerstein, Meckl. Jahrb. 1872, 9 f. – C. Schuchhardt, Arkona 33).

Quomodo conveniunt Zuarasi vel diabolus et dux sanctorum vester et noster Mauritius? Qua fronte coeunt sacra lancea et qui pascuntur humano sanguine diabolica vexilla?

## Übersetzung

Wie kommen Zuarasi oder der Teufel selbst zusammen und der Führer der Heiligen, Euer und unser Mauritius? In welcher Front gehen zusammen die Heilige Lanze und die teuflischen Feldzeichen, die mit Menschenblut getränkt (geweiht) sind?

(5) Schuchhardt 1926, p. 31 ff. Vgl. a. Schmeidler, B., 1918: Bremen, Hamburg und Nordostdeutschland. Leipzig, p. 341–358 ff.

(6) Schuchhardt 1926, p. 32, Fußnote 1. Interessant ist hier der Hinweis auf die Klassiker Ovid und Horaz sowie auf die Psalmen 132, 17 beziehungsweise 75, 11

(7) Schmidt, R., 1974: Rethra. Mitteldt. Forsch. Köln/Graz, p. 392. Hierzu Beck, H., 1965: Das Ebersignum im Germanischen. Ein Beitrag zur germanischen Tiersymbolik, sowie Schmidte, D., 1968: Geistliche Tierinterpretationen in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters.

(8) Vgl. Unger 1952, p. 110

## Adam von Bremen

Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum II, 18 (11)

(Fr. Wigger, Mecklenburg. Annalen bis 1066, 1860, 88.)

§ 1 Sunt et alii Slavorum populi, qui inter Albim et Odderam degunt . . . Inter quos medii et potentissimi omnium sunt Retharii, civitas eorum vulgatissima Rethre, sedes idolatriae.

§ 2 Templum ibi constructum est daemonibus magnum, quorum princeps Redigast. Simulacrum ejus auro, lectus ostro paratus.

§ 3 Civitas ipsa novem portas (Var.: portos!) habet, undique lacu profundo inclusa, pons ligneus transitum praebet, per quem tantum sacrificantibus aut responsa petentibus via conceditur. Credo hec ea significante causa, quod perditas eorum animas, qui ydolis serviunt, congrue novies Styx interfusa coercescit.

§ 4 Ad quod templum ferunt a civitate Hammaborg iter quattuor esse dierum.

## Übersetzung

§ 1 Es gibt noch andere Völker der Slaven, die zwischen der Elbe und der Oder wohnen. Unter ihnen sind die mittleren und mächtigsten die Retharier, deren Stadt das weitbekannteste Rethra, der Sitz des Götzendienstes, ist.

§ 2 Dort ist ein großer Tempel den Dämonen erbaut, deren oberster Redigast ist. Dessen Bild ist von Gold, sein Lager aus Purpur bereitet.

§ 3 Die Stadt selbst hat 9 Tore (Var.: Häfen!), allseitig von einem tiefen See eingeschlossen, eine hölzerne Brücke bietet den Übergang, durch den nur den Opfernden oder den Antwort Heischenden der Weg gestattet wird. Ich glaube, dieser Bedeutung wegen, weil die verdammten (zugrunde gerichteten) Seelen derer, die den Götzen (Idolen) dienen, entsprechend neunfach die dazwischenfließende Styx bündigt.

§ 4 Zu diesem Tempel soll von der Stadt Hammaborg (Hamburg) ein Weg von vier Tagen sein.

Nach Giesebrecht 1843, I, p. 68 kann es sich bei den Angaben von Tiethmar und Adam nicht um zwei verschiedene Tempel gehandelt haben. Für diese Vermutung gibt es allerdings keine sicheren Anhaltspunkte.

(9) Schmidt 1974, p. 366–394, hier besonders p. 387. Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auf das 6. Buch der Aeneis, worauf auch Unger (1952, p. 108 ff.) hingewiesen hat.

(10) Unger 1952, p. 111

Helmold von Bosau, *Chronica Slavorum* I, 21, mit Bezug auf die Tholener und Redarier.

(Auszug nach L. Brückner, *Z. f. E.* 1883, 47 f. (20. I. 1883); Fr. Wigger, *Meckl. Annalen* bis 1066, 83.)

Regnare volebant propter antiquissimam urbem et celeberrimum illud fanum, in quo simulacrum Radigast ostenditur, adscribentes sibi singularem nobilitatis honorem eo, quod ab omnibus populis Slavorum frequentarentur propter responsa et annuas sacrificiorum impensiones.

## Übersetzung

(Tholener und Redarier) wollten herrschen über die älteste Stadt (Burg) und jenes berühmteste Heiligtum, in dem das Bild des Radigast gezeigt wurde, indem sie selbst sich die einzige Ehre der Würde zuschrieben, deshalb, weil es von allen Völkern der Slaven aufgesucht wurde wegen der (Orakel) Antwort und der jährlichen Aufwendungen der Opfer.

(11) *Comp. St. Blas.* SS IV, 273. Vgl. a. Schwarz, E., 1925: *Mannus*, p. 212 ff. Einiges spricht für die Annahme von Dralle, E., 1984: *Rethra. Jahrbuch für die Geschichte Ost- und Mitteldeutschlands* (zit.: *JGOMD*) 33:37-61, hier p. 50 ff., daß der Redarierverband schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts stark geschwächt gewesen ist, denn beim Zug von Kaiser Otto II. im Jahr 985 durch den „pagus tolenz“ fand „Rethra“ an keiner Stelle eine Erwähnung. Erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts taucht das Heiligtum in den *Annalen* wieder auf.

(12) *Ann. Aug.* SS III, 128 (Unger 1952, p. 111)

*Annales Augustani* vom Jahre 1068

Burchardus Halberstadtensis episcopus Liuticiorum provinciam ingressus incendit, vastavit, avectoque equo, quem pro deo in Rheda colebant, super eum sedens in Saxoniam rediit.

## Übersetzung

Burchard, Bischof von Halberstadt, die Provinz der Liutizier, dort eingedrungen, verbrannte er, verwüstete er, und mit dem Pferde, das sie in Rheda als Gott verehrten, auf ihm sitzend, kehrte er nach Sachsen zurück.

Nach Grotefend, *MJB* 1891, p. 353 hat Bischof Burchard nach dem Text der *Annalen* „Rethra“ im Jahre 1068 zerstört.

(13) Nach Schroeder, H. u. Hornemann, W., 1973: *Greifswald-Stralsunder Jahrbuch* 10:63, ist „Rethra“ schon um 1378 mit Demmin in Verbindung gebracht worden. Vgl. a. Engel, E., 1969: *Slavia antiqua*, p. 103 ff. Nach Laspeyres, E., 1865: *Chron. Slav. Lübeck* hat ein Lübecker Geistlicher um 1483 in einer *Compilation* hinsichtlich „Rethra“ erwähnt: . . . ca. Panym, h. e., ultra Demyn . . .“.

(14) Kranz, A., 1519: *Vandalia*. Köln, VI, p. 13. Vgl. a. Klüver, H., 1738: *Beschreibung des Herzogtums Meckl. Hamburg II*, P. 340 ff.

(15) Frank, M. 1590: *Wanderung eines fahrenden Schülers durch Meklenburg und Pommern*. Nachdruck in *Baltische Studien* (zit.: *Balt. St.*) Stettin 1880, p. 57. Vgl. a. Lindenberg, P., 1596: *Rostocker Chronik* (zit. b. Boll, E., 1846: *Geschichte des Landes Stargard. Neubrandenburg I*, p. 5, Fußnote 2).

- (16) Westphalen, H. J. v., 1735: *Monumenta Inedita Rerum Germanicarum Praecipue Cimbricarum et Megapolensum*. (zit.: *Mon. Ined.*), Leipzig I, p. 605 ff.
- (17) Brückner, E., 1883: *Zeitschrift für Ethnologie* (zit.: *Z. Ethnol.*) 15:34–88
- (18) Boll, 1846, I., p. 17 ff. Hierzu Boll, F., 1853: *Archiv für Landeskunde*, (zit.: *Arch. Landesk.*) Schwerin 3:40
- (19) Schuchhardt 1926, p. 25 f.
- (20) Heeß, W., 1944: *Geschichtliche Bibliographie von Mecklenburg*. Schwerin I, p. 156–159
- (21) Beltz, R., 1926: „Mecklenburg“ – *Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg* (zit.: *Zs.–Meckl.*) Schwerin 21:55–56. So suchte Westphalen 1735, I, p. 570 nach der Reimchronik des Nicolaus Marescalus „Rethra“ bei Malchin. Schuchhardt (1943, p. 396) vermutete, daß dies die „civitas“ des Slawenfürsten Dragovit gewesen sei, die im Wilzenfeldzug Kaiser Karls d. Gr. im Jahre 789 zerstört worden sein soll. Nach Herrmann: J., 1969, *Ausgrabungen und Funde* (zit.: *AuF*) 14:195 ist diese „civitas“ hingegen in der Schanze „Vorwerk“ bei Demmin zu suchen. Weitere Angaben zu „Rethra“, zum Gau „Raduir“ bzw. zum „Lutizenbund“ sind zu finden bei: Aepinus 1708: *Bekehrung der Mecklenburger*. Neubr.; Westphalen, 1735: *Mon. Inde. Leipzig I*; Schröder H., 1739: *Papistisches Mecklenburg*. Schwerin; Buchholz, 1765: *Versuch einer Geschichte der Mark Brandenburg*. Berlin IV, 2, P. 15; Nugent, Th., 1766: *Reise durch Mecklenburg*. Neubr. II, p. 181; Pistorius 1771: *Die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rethra*. Berlin; Buchholz 1773: *Schreiben eines Märkers an einen Mecklenburger*. Bützow & Wismar; Masch 1774: *Beitrag zur Erläuterung der obotritischen Heiligthümer*. Schwerin & Güstrow. Hane, H., 1789: *Neue Monatsschr. v. u. f. Meckl.* (zit. *N. M. Meckl.*) 2:735 ff; Mach, G., 1789: *N. M. Meckl.* 2:1103–1112; Anonymus 1790: *N. M. Meckl.* 3:99 ff; Hane, H. 1791: *N. M. Meckl.* 4:481 ff; Lisch, G., 1837: *MJB* 2:287 ff.; Lisch, G., 1838: *MJB* 3:1–33; Giesebrecht L., 1843: *Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182*. Berlin; Boll, E., 1846: *Geschichte des Landes Stargard*. Neubr. I, p. 17 ff.; Boll, F., 1853: *Arch. Landesk.* 3:1–69; Boll, F., 1854: *MJB* 19: 168–216; Lisch, G., 1858: *MJB* 23:22–34, Wigger, F., 1860: *Meckl. Ann. Schwerin*; Beyer, G., 1860: *MJB* 3:134 ff.; Sponholz 1861: *Wo lag Rethra? Neubrandenburg*; Boll, E., 1861: *Abriß der mecklenburgischen Landeskunde*. Wismar & Ludwigslust p. 149 ff.; Boll, E., 1865: *MJB* 19: 168–286; Boll, E., 1867: *MJB* 21:165 ff; Beyer, G., 1867: *MJB* 32:134–160; Beyer, G., 1872: *MJB* 37:55–1911; Boll, F., 1875: *Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg*. Neubr. p. 296 ff.; Böttger, H., 1875: *Diöcesan- und Gaugrenzen in Nordd. Halle*; Kühnel, H., 1881: *MJB* 46:216, ff.; Brückner, E., 1883: *Zs. Ethnol.* 15:34–88; Willbrand 1886: *MJB* 54:37 ff.; Brückner, E., 1887: *Z. Ethnol.* 19:492–503; Schildt 1887: *MJB* 52:25–31; Brückner, E., 1889: *MJB* 54: ff.; Brückner, E., 1890: *MJB* 55: 261–276; Brückner, E., 1891: *MJB* 56:245 ff.; Grotefeld 1891: *MJB* 56:353 ff.; Brückner, E., 1892: *MJB* 57:350–354; Brückner, E., 1892: *Arch. slav. Phil.* 14:164 ff.; Wagner, R., 1898: *MJB* 63:89–124; Wagner, R., 1899: *Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen*. Heft 2: *Die Wendenzeit*. Berlin; Oesten, G., 1905: *Z. Ethnol.* 37:987–989, Ders., 1906: *Z. Ethnol.* 38: 1010, Ders. 1908: *Z. Ethnol.* 40:916 ff., Ders. 1912: *Z. Ethnol.* 44:364 ff. Beltz, R., 1906: *Zs.-Meckl.* 1:36–40; Witte, H., 1909: *Mecklenburgische Geschichte in Anknüpfung an Ernst Boll*. Wismar I, p. 43 ff.; Wossidlo, R., 1909: *Korrespondenzblatt des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine* (zit.: *Korr. Bl.*) 57:225–246; Wossidlo, R., 1912: *Sagen aus Waren und seiner Umgebung*. In: *Führer durch Waren und seine Umgebung*. Hrsg. Verkehrsverein Waren p. 65–79; Beltz, R., 1926: *Zs.-Meckl.* 21: 55–56; Schwartz, E., 1925: *Mannus* 17:210–217; Puls, K., 1932: *Ostmecklenburgische Heimat*. Teterow 3:149–151; Wienecke, E., 1940: *Untersuchungen zur Religion der Westslawen*. Leipzig; Heeß, W., 1944: *Gesch. Bibl. Meckl. Schwerin I*, p. 156–159; Unger, J., 1952: *Offa* 11:101–112; Bilek, J., 1952: *BMJ* p. 130 ff.; Fritze, H., 1952: *Zeitschrift f. slaw. Phil.* 21:326–342; Karbe, H., 1954: *Heimatbl. f. d. Kreis Neustrelitz*. Neustr. p. 88–95; Brüske, W., 1955: *Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes*. Münster/Köln; Bastian, W., 1955: *BMJ* p. 135 ff.; Fritze, H. 1958: *JGOMD* 7:1–38; Schuldt, E., 1954: *Mecklenburg-urgeschichtlich*. Schwerin p. 94 ff.; Schuldt, E., 1958: *Die spätslawische Zeit*. *AuF* 3:301–305; Hollnagel, A., 1958: *Die vor- u. frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Neustrelitz*. Schwerin; Ludat, H., 1960: *Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder*. Gießen; Engel, F., 1960: *Grenzwälder und slawische Burgwardbezirke in Nordmecklenburg*. In H. Ludat, Gießen p. 130 ff.; Fritze, H., 1960: *Probleme der obotritischen Stammes- u. Reichsverfassung*. In H. Ludat, Gießen, p. 143 ff.; Hellmann, M., 1960: *Grundzüge der Verfassungsstruktur der Lutizen*. In H. Ludat, Gießen p. 103–113; Hollnagel, A., 1962: *Die vor- u. frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Neubrandenburg*. Schwerin; Schuldt, E., 1962: *Slawische Burgen in Mecklenburg*. Schwerin;

- Hollnagel, A., 1964: *BMJ* p. 253–264; Herrmann, J., 1968: Siedlung, Wirtschaft und gesellschaftliche Verhältnisse der slawischen Stämme zwischen Oder/Neisse und Elbe. Berlin; Engel, E., 1969: *Slavia antiqua* 15:169 ff.; Herrmann, J., 1970: *Slavia antiqua* 16:33–69, Herrmann, J., 1971: *Arch. Polski* 16:525–540; Schröder, H. u. Hornemann, W., 1973: *Greifswald–Stralsunder Jahrbuch* 10:35–71; Schmidt, R., 1974: *Festschr. W. Schlesinger. Mitteldt. Forsch. II, Köln/Graz* p. 366–394; Petersohn, J., 1979: Der südliche Ostseeküstenraum im kirchlich-politischen Kräftefeld des Reiches, Polens und Dänemarks vom 10. bis 13. Jahrhundert. Köln/Wien; Dralle, L., 1981: *Slawen an Havel und Spree*. Berlin; Dralle, E., 1984: *Rethra. JGOMD* 33:37–61; Deppe, H.J., 1984/85: *Carolinum. – Hist.Lit.Z. Göttingen* 48:11–50
- (22) Nach Helmold I,2 und I,23 lag die Burg im Redariergau. Nach I,21 war sie Redariern und Tolensern zugehörig. Dagegen wird sie in I,52 als obotritisches Heiligtum bezeichnet.
- (23) Herrmann, J., 1971: *Arch. Polski* p. 532. Vgl. a. Brückner 1883, p. 48.
- (24) Lisch 1838, p. 21 ff.
- (25) Beyer 1867, p. 55 ff.
- (26) Mecklenburgisches Urkundenbuch, Schwerin (zit.: MUB) Nr. 95. Interessant ist der Rekonstruktionsversuch von MUB 95 bei Sulowski (1958) (zit. bei Schröder 1973, p. 51). Vgl. a. Brüske 1955, p. 147 und Herrmann 1968, p. 27.
- (27) Schröder 1973, p. 54 ff. Nach Herrmann 1968, p. 25 ff. könnten in Vorpommern mit dem Zentrum Wollin die „Voluni“ gesiedelt haben. Hingegen rechnet Herrmann (1968, p. 27) das Gebiet der Neustrelitzer Seenplatte eindeutig zum Gau „Raduir“. Es bleibt fraglich, ob um 950 bei den Redariern bereits die Burgbezirksverfassung eingeführt gewesen ist. Der Hinweis auf MUB 95 besagt in dieser Hinsicht nicht viel, da der Interpolationszeitraum nach Curschmann, W., 1902: *Neues Archiv. Berlin* 28: 393–434 auf die Zeit nach 1179 zu veranschlagen ist.
- (28) Dralle 1984, p. 55 ff. Vgl. hierzu Dralle 1981, p. 147. Vielleicht war „Rethra“ 946 bereits bedeutungslos und ist erst kurz vor 1066 erneut zum Leben erwacht, denn 955 beim Heerzug von Kaiser Otto II. wurde es nicht erwähnt.
- (29) Bundesarchiv Koblenz, Findbuch Nr. 334, 341.
- (30) Brüske 1955, p. 147 ff.
- (31) MUB 95. Vgl. hierzu Lisch 1838, p. 31 ff., Beyer 1872, p. 55 ff., Schildt 1887, p. 29 ff. Zur Geschichte des Klosters Broda vgl. Boll 1846, I, p. 81, besonders hinsichtlich der Schenkungen der Dörfer Klein-Nemerow und Küssow im Jahre 1273.
- (32) MUB 563. Allerdings bestehen auch bei dieser Bestätigungsurkunde Zweifel hinsichtlich ihrer Echtheit.
- (33) MUB 95, 135, 377, 563, 1284.
- (34) Deppe, H. J., 1986: *JGOMD* (Im Druck). Wenn Schröder (1973, p. 41) meint, das Land „Stargard“ sei niemals Ziel fremder Heere gewesen, so läßt sich dies wohl nicht mit absoluter Bestimmtheit sagen, denn in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts wird das Land im sogenannten „pommerschen Krieg“ durch die Heerzüge der Askanier und Pommern mit Sicherheit verwüstet worden sein. Vgl. hinsichtlich Penzlin die Ausführungen von Lisch (1838, pp. 18, 33 sowie 1837, p. 287 ff.) sowie von Danneil, E., 1873: *Chronik der Stadt Penzlin*, p. 1 ff. Der Stadtplan von Penzlin (Balsleben 1726) ergibt Hinweise darauf, daß die Stadt offenbar in zwei Phasen entstanden ist (s. „Das alte Thor“). Die Kirche zu Penzlin dürfte schon vor 1226 existiert haben (Vgl. Schmaltz, K., 1907: *MJB* 73: 193 ff.).
- (35) MUB 52.
- (36) MUB 100, 130. Hierzu Ebbo, vit. Ott. III, 3: „... Erat illic barbarorum natio, que moriz vocabatur...“. Vgl. Helmold I, 18, 4; Ebbo, vit. Ott. III, 4 sowie Wigger 1863, p. 194, Note 3. Unklarheiten ergeben sich aus dem Umstand, daß der Bischof von Oldenburg 966 eine „urbs cum suis earum“ im Lande „Moriz“ aufgrund „... pertinuisse antiquas commemorat...“ besaß (Wigger 1860, p. 134). Vielleicht war dies bereits seit 786, zumindest jedoch schon seit 848 der Fall?
- (37) MUB 124. Nach Raumer, G., 1838: *Allg. Archiv.* 8:320 ff. ist der Beginn der Kolonisierung durch die Cisterciensermönche früher anzusetzen als aus den Urkunden ersichtlich. So soll Bischof Berno (gest. 1191) die Mönche noch selbst ins Land gerufen haben. 1244 hieß es, daß die „Voreltern“ der Fürsten die Mönche gerufen hatten (*MJB* 1837, p. 212–214).

- (38) MUB 138. Vgl. a. Lisch, G., 1838: MJB 3:147–148.
- (39) Wigger 1860, pp. 109, 113. Vgl. hier Fußnote 2, wonach „Moriz“ lediglich ein Zubehör zu Malchow gewesen sei. Diese Deutung läßt sich aufgrund der Zusammenhänge nicht aufrechterhalten. Ebenso wenig können die Deutungen von Brüske 1955, p. 191 und Herrmann 1968, p. 26 in dieser Hinsicht zutreffen. Vgl. hierzu a. Beyer 1867, p. 129.
- (40) Lisch, G., 1867: MJB 32:3–45. Nach Beltz, R., 1894: MJB 59:24 lag Quetzin im Lande Warnow. Vgl. Lisch, G., 1845: MJB 10:36 u. 1852:17:23 ff.
- (41) Deppe 1984/85, p. 16 ff. Ähnlich wie Engel (1960, p. 130) war auch Herrmann (1968, p. 16) der Auffassung, daß Waldzonen die einzelnen Territorialbezirke getrennt haben. Zwei Streufunde (Corpus Arch. 58/29 und 58/69) können nicht als slawische Siedlungen gewertet werden. Auch U. Schoknecht hat bei seinen Deutungen der Funde keine diesbezügliche Feststellung getroffen. Die von Herrmann (1970, Anhang-Karte) angeführten slawischen Ortsnamen dürften erst in der Kolonisationsphase entstanden sein, zumal bekannt ist, daß sehr häufig auch slawische Dorfnamen auf der West-Ost-Wanderung übertragen wurden (Vgl. hierzu Engel 1960, p. 129 sowie Jegorow, D., 1930: Die Colonisierung Mecklenburgs. Breslau I, Anhang-Karte). Vgl. Lützw, K., 1827: Pragm. Gesch. Meckl. Berlin I, p. 285 sowie Beltz, R., 1924: Zs.-Meckl. 19:47.
- (42) Vgl. Raumer 1832, p. 317 ff. sowie Ledebur, L. v., 1841: Allg. Archiv 11:27–40, hier besonders p. 29.
- (43) Ebbo, vit. Ott. III,4 (M 14, 862) vgl. Wigger 1860, p. 133. Nach Herrmann (1968, p. 26) standen die Siedlungskammern an der Müritz über die Seenkette vom Jabeler zum Klocksiner See mit den Siedlungskammern am Malchiner See in Verbindung. Die „Elde-Peene“-Linie muß als Grenzlinie sehr alt sein. Vielleicht existierte sie bereits seit 786, zumindest bereits seit 848. Im Jahre 912 hatte Papst Anastasius die Elde als Grenze bezeichnet. Nach Fritze (1958, p. 15, Fußnote 62) ist diese Scheide erstmalig jedoch eindeutig 989 erwähnt worden.
- (44) Deppe 1984/85, p. 10 ff. Vgl. hierzu a. Lisch, G., 1845: Urk. Hahn. Schwerin I, pp. 13, 160 sowie MJB 1864, p. 3–11. Raumer (1832, p. 318) sah das Land „Lietze“ als das eigentliche Ursprungsland an. Das Land sei nachfolgend in die Länder „Wredenhagen“, „Röbel“ und „Malchow“ zerfallen. Gegen diese Deutung sprechen mehrere Umstände. Die „natio moriz“ war im 10. und auch wohl noch im 11. Jahrhundert das Ursprungsland. Mit Einführung der Burgbezirksverfassung Ende des 11. Jahrhunderts zerfiel im 12. Jh. der Gau zunächst wahrscheinlich in die Länder „turne“, „veprowe“ und „lietze“. Malchow kann nicht zur „natio moriz“ gehört haben. Erst zum Ende des 12. Jahrhunderts zerfiel „veprowe“ seinerseits in die Teilherrschaften „Zepkow“ (später Wredenhagen), „Priborn“ und „Alt-Röbel“. Das Land „Alt-Röbel“ mit seiner frühdeutschen Burg (slawischer Vorläufer?) kann erst Ende des 12. Jahrhunderts errichtet worden sein. Es hat sich vermutlich um eine slawische Kleinadelsherrschaft („Unizlav de Robele“) nach deutschem Lehnrecht gehandelt. Die Burg zu Wredenhagen ist zweifelsfrei jünger als „Alt-Röbel“. 1284 wurde sie urkundlich erstmalig erwähnt. Ihre Bauzeit fällt vielleicht in die Jahre nach 1240, dem Beginn der Auseinandersetzungen zwischen Brandenburg und Werle. Vgl. a. Lisch, G., 1837: MJB 2:87–106.
- (45) Lisch 1838, p. 13 ff.
- (46) Brüske 1955, p. 144 ff.
- (47) Wigger 1860, p. 118, Anm. 7. Nach Giesebrecht 1843 I, p. 82, Fußnote 6 gehörte der „pagus tolenz“ zum „pagus rederi bzw. raduir“. Vgl. hierzu a. Schuldt, E., 1954: Mecklenburg – urgeschichtlich. Schwerin 1. Aufl., p. 94, Abb. 80.
- (48) Raumer, G., 1837, Regest hist. brandenburgensis. Berlin, Karte III. Vgl. hierzu Schröder 1973, p. 53 ff. Beyer 1867, p. 129 rechnete das Land „Waren“ zum „pagus tolenz“.
- (49) Brüske 1955, p. 140.
- (50) Schröder 1973, p. 40 rechnete die Siedlungskammern um den Torgelower See und Varchentiner See zum Gau „Tolenz“.
- (51) Clandrians Regesten in Lisch, G., 1841: Meckl. Urk. Schwerin III, p. 96 ff.
- (52) Schmaltz 1907, p. 180 ff. Hierzu Lisch 1838, p. 33. Nach Schröder 1973, p. 54 ergibt sich aus der Art der Teilinterpolation von MUB 95, daß „Tolenz“ bereits um 1150 zu Pommern gehört haben muß. (Vgl. hierzu Herrmann 1970, p. 260 ff.). Die Siedlungskammern um den Torgelower See rechnen zum Peene-Recknitz-Trebel-Gebiet (Herrmann 1968, p. 26).

- (53) Deppe 1984/85, p. 20 ff.
- (54) Wigger 1860, p. 118. Hierzu Grotefend 1889, p. 143 und Böttger 1875, p. 146. Nach Lisch 1837, p. 105–107 sollen die Archidiakonate auf der Basis der älteren slawischen Länder errichtet worden sein. Das kann kaum zutreffen, denn die Grenzen der mittelalterlichen Archidiakonate Waren, Broda, Alt- und Neu-Röbel durchschnitten die Grenzbereiche der vormaligen slawischen Länder.
- (55) Fritze 1952, p. 335 ff. Hierzu Fritze 1960, p. 143 ff. Die Ansicht von Wienecke 1940, p. 259, daß es außerhalb von Rügen keinen „Svantevit“-Kult gegeben habe, ist nicht bewiesen.
- (56) Jacob, G., 1927: Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenhöfen im 9. und 10. Jahrhundert. Leipzig. Vgl. hierzu Herrmann 1970, p. 251 sowie Dralle 1981, p. 60.
- (57) Petersohn 1979, p. 63. Nach Schröder 1973, p. 63 gehörten die Kessiner und Circipaner mindestens bereits seit 848 zum Hamburger Sprengel. Demnach müßte eigentlich schon seit dieser Zeit die Elde-Peene-Grenze als Scheide zwischen den Erzbistümern Hamburg und Magdeburg bestanden haben.
- (58) Wigger 1860, p. 141
- (59) Wigger 1860, p. 118
- (60) Wigger 1863, p. 3-247. Nach Petersohn 1979, p. 90 ff. sind die Überlegungen von Wigger nur bedingt zutreffend, da ein Teil der Urkunden gefälscht ist, die er als Grundlagen benutzte.
- (61) Petersohn 1979, p. 73 ff.
- (62) Petersohn 1979, p. 69 ff.
- (63) Wigger 1863, p. 240 ff. sowie Biereye, G., 1934: MJB 98:102–198. Nach Boll 1846 I, p. 51 soll der Schweriner Bischof während der Dänenherrschaft seine Organisation in der „Liece“ aufgebaut haben.
- (64) MUB 2593, 2594 sowie Deppe 1984/85, p. 20 ff. Nach Schröder 1973, p. 54 ff. war die Teilinterpolation von MUB 95 gegen das Bistum Cammin gerichtet.
- (65) Hierzu Herrmann, J., 1969: AuF 14:195 ff. und Schmaltz 1907, p. 182 Vgl. a. Lisch, G., 1866: MJB 72:82-92
- (66) Petersohn 1979, p. 476
- (67) Biereye 1934, p. 124
- (68) Schmaltz 1907, p. 73 ff. Vgl. a. MUB 710
- (69) Engel 1960, p. 130 ff.
- (70) Petersohn 1979, p. 299
- (71) Goldmann, K., 1985: Ausgrabungen in Berlin. (Im Druck-Mskrpt. p. 9)
- (72) Dralle 1984, p. 56 ff.
- (73) Ebbo, vit. Ott. III, 3
- (74) Schwarz 1925, p. 214
- (75) Poppe, A., 1980: Jahrb.-Gesch. Osteuropa. NF 28:348, Anm. 41.
- (76) Steinberg, S., 1926: Adam von Bremen. In: Geschichtsschr. d. dt. Vorzeit. Leipzig Bd. 44, p. 36
- (77) Kahl, H., 1964: Mitteldt. Forsch. Köln/Graz, Bd. 30 I, p. 106
- (78) Heydel, J., 1929: Nieders. Jahrb. 6:155
- (79) Goldmann 1985 (Mskrpt. p. 7)
- (80) Dralle 1984, p. 52 ff. Nach Schmidt 1974, p. 377 kommen nur solche Örtlichkeiten in Betracht, die jünger als die Epoche der Feldberger Keramik sind
- (81) Wigglois 1905 (zit. bei Beltz 1926, p. 55) Hierzu Merian, M., 1653: Beschr. Herzogth. Meckl. (Nachdruck) p. 16 ff. u. Klüver 1738, p. 340
- (82) Beyer 1872, p. 42 ff. sowie Wossidlo, R., 1930: Zs.-Meckl. 25:31
- (83) Schuldt 1962, Nr. 120
- (84) Dralle 1981, p. 144 ff. Vgl. a. Klöden, C.: Märk. Forsch. III, p. 240
- (85) Wigger, J., 1843: Mecklenburgische Kirchengeschichte. Wismar & Ludwigslust p. 34 ff.
- (86) Herrmann 1968, p. 12
- (87) Herrmann 1986, p. 15

- (88) Grotefend 1889, p. 179 sowie 1891, p. 353. Hierzu auch Engel 1969, p. 168 ff.
- (89) Schwarz 1925, p. 215 ff. sowie Giesebrecht 1843 II, p. 229
- (90) Wigger 1843, p. 30 ff. und Westphalen 1735 I, p. 605 ff sowie Wigger 1863, p. 21. Im 11. und 12. Jahrhundert waren Kessiner und Circipaner wahrscheinlich dem obotritischen Staat einverleibt (Herrmann 1986, pp. 172, 187).
- (91) Herrmann 1971, p. 529 ff.
- (92) Schuchhardt 1926, p. 36. Hierzu Schmaltz 1907, p. 87 ff.
- (93) Herrmann, J., 1971: Zwischen Hradschin und Vineta. Leipzig p. 51, Abb. 14. Vgl. a. Wigger 1860, p. 119 ff. Die bei Herrmann (1968, Abb. 18) eingezeichnete Straße über Malchow kann kaum zutreffen. Sie hätte den breiten Grenzwald („Mersche Sylva“) durchschneiden müssen. Wahrscheinlicher ist für diese Straße eine Route entlang der Siedlungskammern am Westufer der Müritz, wie sie Wigger (1860, p. 113) angenommen hat.
- (94) Herrmann 1970, p. 252
- (95) Schuchhardt 1926, p. 61. Vgl. a. Lisch, G., 1843: MJB 9:144 u. Klüver, 1738, p. 340 ff.
- (96) Herrmann 1968, p. 171
- (97) Herrmann 1968, p. 196
- (98) Herrmann 1968, p. 158. Nach Bastian 1955, p. 158 scheinen die wilzischen Höhenburgen bereits Ende des 9. Jahrhunderts aufgegeben worden zu sein, als Kaiser Ludwig (844) die obotritische Zentralgewalt in mehrere Teilfürstentümer zerschlug.
- (99) Herrmann 1968, p. 41
- (100) Herrmann 1965, p. 17; 1968, p. 207. Dazu Schuldt 1962, Nr. 125. Vgl. a. Herrmann, J., 1971: Arch. Polski 16:67. Danach verödeten im 9. Jahrhundert die Höhenburgen und es erfolgte der Übergang zu den kleineren Niederungsburgen.
- (101) Herrmann 1963, p. 207. Nach Dralle 1981, p. 56 scheint die obotritische Rückeroberung im 8. und 9. Jahrhundert mit dem Auftreten der Menkendorfer Keramik verbunden zu sein.
- (102) Goldmann 1985 (Mskript. p. 9 ff.)
- (103) Adam II,3
- (104) Wossidlo, R., 1927: Sagen aus Waren und seiner Umgebung. In: Führer durch Waren und seine Umgebung. Hrsg. Verkehrsverein Waren, p. 60 ff. Hierzu Beckmann, P., 1959: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 5:47 ff. sowie Puls, K., 1932: Ostmeckl. Heimat Teterow 3:149–151
- (105) Herrmann 1970, p. 251 („Swietybor“) beziehungsweise Wienecke 1940, p. 264 („Swentibor“). Nach Wienecke soll der slawische Dualismus des „Belbog“ und „Nedzebog/Tschornebog“ ebenso wie „Swentibor“ bereits christlich beeinflusst gewesen sein. Für eine derartige Annahme fehlt es jedoch an Anhaltspunkten. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Hinweise von Herrmann 1971, p. 537 hinsichtlich der Doppelköpfigkeit der slawischen Kultfiguren, die auf keltische Einflüsse hinweisen. Hinsichtlich „Belbog“ – „Nedzebog“ vgl. a. Fritze 1958, p. 31 sowie Asmus, R., 1924: Zs.-Meckl. 19: 9 ff. Hierzu Herrmann, J., 1965 Kultur u. Kunst d. Slawen i. Dtschld. Berlin, p. 21 ff.  
Nach Wigger 1863, p. 9 ff. wurde bereits während der „Wendenkreuzzüge“ das heidnische Tempelgut der christlichen Kirche in Form von Kirchengütern übereignet.
- (106) Hollnagel 1958, p. 26. Nach Herrmann 1968, p. 163 haben allerdings noch im Mittelalter die Bauern slawische Fluchtburgen benutzt als Rückzugsstätten, die dann als „Burgwall“ bezeichnet wurden. Vgl. a. Fromm, L. u. Struck, C., 1864: Arch. Landesk. 14:29
- (107) Thietmar, Chronik 25,5 „... Wieviele Gaue in diesen Ländern sind, soviele Tempel haben sie...“. Vgl. hierzu a. Wigger 1863, p. 57 sowie Beyer 1872, p. 43 ff.
- (108) Schabow, H., 1963: Die Flurnamen der Warener Gewässer. In: Müritzfischer. Veröff. Müritz-Museum Waren 14:144–161
- (109) Wossidlo, R., 1930: Zs.-Meckl. 25:28–31. Vgl. a. Freund, H., 1909: Eine Chronik der Stadt Waren a. d. Jahre 1817. Waren, p. 11 ff.
- (110) Wossidlo, R., 1930: Zs.-Meckl. 25:57–60
- (111) Fritze 1958, p. 31 ff. sowie Asmus 1924, p. 13 ff.
- (112) Bernecker, R., 1905: Slaw. Etymol. Wörterbuch. Heidelberg II, p. 379. Vgl. a. Grotefend 1890, p. 280. Nach Herrmann (1968, p. 240) fällt die Entstehung der „Wicken“ etwa in den Zeitraum der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, d. h., in die Übergangszeit von der obotritischen

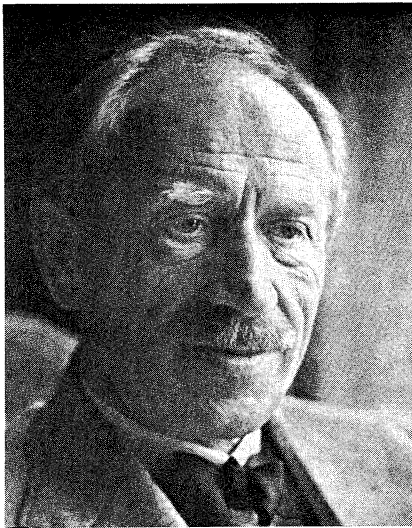


Burgbezirksverfassung zur frühdeutschen Kastellanverfassung (in Schwerin z. B. bereits um 1160 in den Burgen „Cuscin“ und „Malchow“ nach 1164). Die „Wiekiedlungen“ entstanden unter der Herrschaft des obotritischen Kleinadels, die „Kietze“ hingegen als Dienstsiedlungen des frühdeutschen Feudaladels.

- (113) Ludat, H., 1955: Vorstufen und Entstehung des Städtewesens in Osteuropa. Köln, p. 43. Vgl. a. Wigger 1863, p. 27, Fußnote 3 mit dem Hinweis auf die „mater verborum“ p. 8 für „vicus“
- (114) Wossidlo 1930, p. 30
- (115) Puls 1932, p. 150. Vgl. a. Herrmann (1968, p. 203), wonach die Tempel bei den Obotriten und Hevellern bevorzugt vor den Burgen errichtet wurden. Als Grund wird angeführt, daß der obotritische Kleinadel das unterworfenen wilzische Volk am Betreten der Burg hindern wollte, da die Spannungen zwischen Eroberern und Unterdrückten zu groß gewesen seien.
- (116) Wossidlo 1927, p. 60 sowie Puls 1932, p. 151. „ . . . Bi'n Hinnenfeld hett dat letzte Götzenbild stahn, een Hus hoch un breedbeinig, dor hett een Rieder mang de Been dörchrieden künnt . . .“
- (117) Vgl. Karte Schmettau von 1798. Dazu Beyer 1872, p. 141.
- (118) Schmaltz, K., 1909: Zs.-Meckl. 3:25 ff. u. Beyer 1872, p. 129 sowie Bülow, d. v., 1869: MJB 34:190–191
- (119) Brückner 1883, p. 35 sowie Dralle 1981, p. 148. Immerhin wurde in „Rethra“ das „commune placitum“ abgehalten. Hier ist wohl allgemein Wossidlo 1909, p. 230 ff. zuzustimmen, der meinte, daß „Rethra“ weder eines Marktes noch einer Herberge entbehren konnte.
- (120) Vgl. Bilek 1952, p. 130. Die von Unger (1952, p. 110) erwähnten „Rehrer Berge“ beispielsweise hatten ebenfalls mit den Redariern nichts zu tun, sondern waren abgeleitet von „Ridderberge“ (Schloßberg bei Prillwitz). Vgl. a. Trautmann, R., 1948: Die Elb- und Ostseeslawischen Ortsnamen. Berlin, p. 127.
- (121) Hollnagel 1962, p. 27 sowie Beltz 1906, p. 36 ff.

## Heinrich Tessenow und das Erbe

zum 110. Geburtstag des Baumeisters  
aus „Norddeutscher Leuchtturm“  
Wochenendbeilage der NdZ v. 4. April 1986



*Eins der seltenen Porträtfotos  
Heinrich Tessenows (1876–1950)*

Heute ist nur noch wenigen bekannt, daß Heinrich Tessenow einer der bedeutendsten deutschen Baumeister der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war. Mecklenburgs berühmteste Baumeister genossen sonst Ehre und Ansehen vor allem innerhalb der Grenzen des eigenen Landes. Bei Tessenow, der am 7. April 1876 in einer Rostocker Bauhandwerkerfamilie geboren wurde, war es anders. Er begründete seinen Ruhm außerhalb der engeren Heimat. Durch die Eigenart seines Schaffens blieb er ihr dennoch immer verhaftet.

Im Widerstreit zwischen Historismus einerseits und Jugendstil wie anderen allmählich aufkommenden, sich von der Tradition abwendenden Stilrichtungen andererseits entwickelte Tessenow vor dem ersten Weltkrieg eine ganz eigene Richtung des Bauens, die einen traditionsgebundenen Fortschritt verkörperte und radikalem Neuerertum eine Absage erteilte. Er erhob die Forderung, jede Bauaufgabe „einfach“ und „praktisch“ zu lösen. Als Leitmotiv zog sich

durch sein Schaffen die Erkenntnis: „Das Einfache ist nicht immer das Beste, aber das Beste ist immer einfach“. Über alle äußere Verzierung sollte immer das Selbstverständliche und handwerklich Gediegene triumphieren. Sein Bauen war von sozialem Verantwortungsgefühl durchdrungen. Er war erfolgreich als Architekt, Hochschullehrer und Theoretiker. Große Verdienste erwarb sich Tessenow in Theorie und Praxis insbesondere um den Kleinhausbau.

### **Ehrendoktor der Universität Rostock**

Als heute noch auf dem Gebiet der DDR erhaltene gegenständliche Zeugnisse der Tätigkeit des Architekten ragen die Siedlungshäuser in Dresden-Hellerau, das als Zentrum dieser Siedlung geplante Festspielhaus, die Landesschule Dresden-Klotzsche, das Hallenschwimmbad in der Berliner Gartenstraße und der Umbau der Schinkelschen Neuen Wache Unter den Linden in Berlin 1930/31 zum Ehrenmal für die Kriegsoffer heraus. Tessenows Bücher über den Hausbau fanden im In- und Ausland starke Beachtung. Er wirkte als Professor an höheren künstlerischen bzw. technischen Bildungsstätten in Wien, Dresden und Berlin. Dem Mann ohne abgeschlossene akademische Ausbildung wurden höchste wissenschaftliche Ehrungen zuteil, darunter 1919 die Ehrendoktorwürde der Universität Rostock (zeitgleich u. a. mit Albert Einstein anlässlich ihrer 500-Jahr-Feier). 1920 wurde er Mitglied der Preußischen Akademie der Künste.

Nach der Errichtung der faschistischen Diktatur wurden Tessenows Wirkungsmöglichkeiten zunehmend eingengt; da er aus seinen Antipathien gegen die Nazis kein Hehl

machte. Am 27. Oktober 1938 gehörte der Architekt zu dem kleinen Kreis bedeutender Persönlichkeiten des deutschen Kultur- und Geisteslebens, der im Haus am Heidberg bei Güstrow dem verstorbenen Ernst Barlach in einer Trauerfeier die letzte Ehre erwies. 1941 wurde er gezwungen, um seine Emeritierung nachzusuchen. Er zog sich nun nach Neubrandenburg zu seiner Familie zurück, für die er schon Anfang der zwanziger Jahre das Haus in der Neutorstraße 26 erworben und umgebaut hatte. Hier unterhielt Tessenow nach eigenen Angaben eine „schlichte Baustube“ mit wenigen Gehilfen. In Neubrandenburg befaßte er sich auf Anregung Friedrich Schults auch mit dem Entwurf einer Grabmalsanlage für Ernst Barlach, die jedoch infolge der Kriegereignisse nicht ausgeführt wurde.

### **In den Kreis Güstrow zurückgezogen**

Vor dem wachsenden Lärm des Fliegerhorsts der Nazi-Luftwaffe bei Neubrandenburg und der Unruhe in der eigenen Familie zog sich Tessenow seit 1943 immer mehr nach Siemitz bei Güstrow zurück, wo er eine Häuslerei erworben hatte, die nach eigenen Plänen entsprechend seinen besonderen Bedürfnissen umgebaut wurde. Ab November 1944 wohnte er hier ständig und erlebte in diesem Ort auch die Befreiung vom Faschismus. Wie die meisten bürgerlichen Intellektuellen war er am Ende des Zweiten Weltkrieges zunächst hoffnungs- und orientierungslos. Gegenüber Friedrich Schult äußerte er über das, was nun zu tun sei: „Nicht aufbauen; abbauen und Gras säen!“

Die antifaschistischen Kräfte in Mecklenburg unter Führung der in Aktionsgemeinschaft verbundenen Arbeiterparteien fanden sich jedoch mit solcher Apathie nicht ab, sondern mobilisierten zusammen mit den sowjetischen Besatzungsorganen den Aufbauwillen der Angehörigen aller Klassen und Schichten. Diese Impulse erreichen in dem abgeschiedenen Siemitz selbst einen Mann wie Tessenow, der politisch eher von einer konservativen Haltung geleitet war, aber mit seinen Siedlungsbauten für Arbeiter und andere Werkstätige soziales Denken bewiesen hatte. So überhörte er den Appell zur festen Einheit und entschlossenen



*In diesem Haus in Siemitz (Kreis Güstrow) wohnte der Architekt in seinen letzten Lebensjahren. Eine Gedenktafel neben der Tür weist darauf hin.*

Aufbautat aller Antifaschisten nicht. Es war offenbar Wilhelm Höcker, der aus Güstrow stammende Präsident der antifaschistisch-demokratischen Verwaltung für Mecklenburg-Vorpommern, der Tessenow für die Teilnahme an der Aufbauplanung des Landes gewann. Der Baumeister übernahm schon wenige Tage nach Erlaß der Bodenreformverordnung die Aufgabe, verschiedene Entwürfe für Neusiedlerstellen auszuarbeiten.

### **Von Wilhelm Pieck berufen**

Obwohl schon im 70. Lebensjahr stehend, übernahm er trotz angegriffener Gesundheit den Auftrag, Pläne für den Wiederaufbau der schwer zerstörten Städte Pasewalk, Woldegk, Friedland und Neubrandenburg anzufertigen. Er stützte sich dabei auf ein bei der Staatlichen Bau- und Ingenieurschule Wismar 1946 dafür eingerichtetes und seiner Leitung unterstelltes Planungsbüro. Die von ihm erarbeiteten Projekte verdienen baugeschichtliches Interesse, wenn ihnen auch aus vielerlei Gründen der Erfolg versagt blieb. Sie waren gewiß nicht weit genug in die Zukunft weisend, berücksichtigten aber klug die damals sehr beschränkten materiellen Möglichkeiten für den Städtebau. Ab Ende 1946 nahm Tessenow mit Unterbrechungen die Arbeit an seinem alten Lehrstuhl in Berlin wieder auf, blieb aber bis 1949 in Siemitz wohnen, obgleich das Leben auf dem Lande für ihn immer beschwerlicher wurde, und setzte seine schriftstellerische Tätigkeit und die Arbeit an Vorträgen fort.

Als am 24. März 1950 durch den Präsidenten der DDR die Deutsche Akademie der Künste in einem feierlichen Staatsakt eröffnet wurde, gehörte er zu den ersten 22 ordentlichen Mitgliedern, die aus den Händen Wilhelm Piecks ihre Berufungsurkunden erhielten. Die Begründung für ihn als einzigen Architekten unter den Berufenen lautete: „Prof. Heinrich Tessenow, der verdiente Architekt, dessen Leben der Schaffung einer Wohnkultur gewidmet ist, die den arbeitenden Menschen als Mittelpunkt der gesellschaftlichen Entwicklung sieht“.

Durch längere Erkrankungen sehr geschwächt, kam Tessenow in der Folgezeit nicht mehr zum Arbeiten. Er starb am 1. November 1950 in Westberlin. Heinrich Tessenow steht uns heute durch seine Erkenntnis nahe, „ . . . daß die entscheidenden Fragen unserer heutigen Wohnungs- und Siedlungspraxis sich überhaupt nicht als speziell beruflich, sondern nur als allgemeinste Lebens- und Kulturfragen beantworten lassen“.

Dr. Klaus Baudis

*Siehe auch „Carolinum“ Heft 74, Frühjahr 1976*

### *Frau Annalise Wagner*

die verdienstvolle Chronistin unserer Heimatstadt Neustrelitz, der die Altschülerschaft des Carolinum ungezählte Beiträge von großer historischer und archivalischer Bedeutung im Laufe einer jahrzehntelangen Mitarbeit an unserer Zeitschrift verdankt, ist in Neustrelitz in ihrem Vaterhaus in der früheren Schloßstraße, heute Gutenbergstraße, am 26. Juni 1986 im Alter von 83 Jahren gestorben. Sie war bis zum letzten Tag von großer geistiger Frische. Noch am 19. Juni hatte sie ihren Geburtstag im Kreise von Freunden und Verwandten gefeiert.

Aus ihrer Feder stehen in diesem Heft 16 Erzählungen aus dem alten Neustrelitz (1730 – 1875) und 4 Erzählungen aus der Mutterstadt Alt-Strelitz. Es wird nicht ihr letzter Beitrag im Carolinum sein, da sich weitere Arbeiten in ihrem Nachlaß befinden.

In ihrer Heimatstadt hat sie hohe Ehrungen – sie war Ehrenbürgerin der Stadt Neustrelitz – aber auch großes Leid erfahren.

Die Altschülerschaft des Carolinum ist ihr zu großem Dank verpflichtet und wird sich in alter Freundschaft und dankbarer Verbundenheit ihrer erinnern.

R. S.

### *Ansprache von Pastor Wegener zur Trauerfeier für Annalise Wagner*

geb. am 19. Juni 1903 in Neustrelitz

gest. am 26. Juni 1986 in Neustrelitz

beerd. 1. Juli 1986 in Neustrelitz

Die Losung ihres 83. Geburtstages stand im Jakobusbrief im 5. Kapitel, Vers 12:

„Es sei aber euer Ja ein Ja und das Nein ein Nein,  
auf daß ihr nicht unter das Gericht fallet.“

Liebe Trauergemeinde, Freunde und Angehörige von Annalise Wagner!

„Nur der vermag sich die Zukunft zu bauen, der die geschichtliche Vergangenheit trotz kritischer Wertung achtet, der die Eigenart unseres Heimatlandes mit der zwar heute überholten Struktur liebt und sie nicht beschmutzt.“ „Aus den Fehlern der alten Zeit sollen wir lernen“, „Wir wollen wenigstens den Spuren unserer alten Zeit nachgehen; . . . vielleicht finden wir Entspannung und Kraft dabei, um die Gegenwart und Zukunft neu zu gestalten.“

Das sind einige wenige Sätze, die Annalise Wagner 1959 im Sonderheft „Das Carolinum“ geschrieben hat. So hat sich Annalise Wagner als Heimathistorikerin verstanden: Die geschichtliche Vergangenheit zu achten, die Eigenart unseres Neustrelitzer Heimatlandes zu lieben und auf den Spuren alter Zeiten für die Gegenwart und Zukunft Kraft zu finden. So haben die Heimatfreunde unseres Landes sie schätzen und achten gelernt. Unermüdet ist sie in ihrer Heimatforschung geblieben bis in die letzten Tage und Stunden ihres 83jährigen Lebens. Mit unendlichem Fleiß ist sie einzelnen Spuren nachgegangen, um der Nachwelt das zu erhalten, was das alte Strelitzer Land hervorgebracht hat.

Annalise Wagner ist als Tochter des Buchdruckers Otto Wagner mit dem Handwerk des ‚Buchstabens im Geist der Aussage‘ und des Druckes aufgewachsen. Sie hat in Hamburg und in Leipzig Buchhändlerin gelernt, ist dann nach Neustrelitz zurückgekehrt und hat durch Jahre hindurch die Buchhandlung der Familie Wagner in der Gutenbergstraße aufgebaut und betrieben, war dem väterlichen Erbe – der Druckerei – verpflichtet. Dem verdienten, unvergeßlichen Heimatforscher Walter Karbe war sie eine treue Mitarbeiterin. In dieser Zeit hat sie ihre Leidenschaft für die Geschichte ihrer Heimat entdeckt. Hier an der Seite von Walter Karbe hat sie das Suchen und Sammeln gepackt und nie mehr losgelassen. Bis in die späten Nachtstunden hat sie sortiert und geordnet, was Walter Karbe gesammelt und aufgeschrieben hatte.

Annalise Wagner wird eine Persönlichkeit in unserer Stadt bleiben. Sie hat nicht Geschichte studiert, aber die Geschichte ist ihr zum Lebensinhalt geworden. In dem Bewußtsein, etwas Wertvolles

zu schaffen, hat sie nicht geruht und ihr persönliches Leben ganz und gar dieser Arbeit gewidmet. Durchdrungen von einem unerschütterlichen Sendungsbewußtsein wollte sie auf Werte aufmerksam machen, die einem jeden Volk unentbehrlich sind: Treue und Liebe zur Heimat, Achtung vor der Vergangenheit und schöpferisches, freies Schaffen in der Gegenwart für eine gute Zukunft.

An ihrem Geburtstag am 19. Juni konnte ich der 83jährigen Heimatforscherin das Bibelwort ihres Tages lesen: „Es sei aber euer Ja ein Ja und das Nein ein Nein, auf daß ihr nicht unter das Gericht fallet.“ Wir leben in einer Zeit der vielen Worte. Nicht immer ist ein Ja ein Ja und nicht immer wird ein Nein gesagt, wo Nein gedacht wird oder gesagt werden müßte. Annalise Wagner war ein Mensch, der nicht schnell kompromißbereit war. Sie war eine Kämpfernatur. Aber gerade in ihrer kompromißlosen Haltung konnte sie Werte erarbeiten und erhalten, die für die Geschichte des Strelitzer Landes und darüber hinaus von Bedeutung sind.

Der Wert eines Menschen wird nicht darin liegen, daß er sich beliebt gemacht hat, sondern daß er sich selbst und der Verantwortung vor Gott treu geblieben ist. Wie einst die Propheten des Alten Testaments ist Annalise Wagner für ihre Partner bestimmt kein bequemer Mensch gewesen, aber ein Mensch, der für die geistig-kulturelle Entwicklung unserer Stadt eine Bereicherung war. So trägt sie als die Begründerin des Karbe-Wagner-Archivs und als die Stifterin des Neustrelitzer Museums den Titel einer Ehrenbürgerin der Stadt Neustrelitz.

Viele Menschen sind unserer Verstorbenen dankbar. Ich denke an all die Caroliner, denen sie durch ihre Aufsätze in der Zeitschrift „Das Carolinum“ zum Bindeglied zur Neustrelitzer Heimat wurde. Ich denke an unsere Kirchengemeinde und an unsere Stadt. Gott hat ihr die Gabe des unermüdlischen Forschens und Suchens gegeben. Auf den Spuren der Vergangenheit hat sie Werte von einzelnen Menschen, Arbeitern und Handwerkern gefunden. Sie hat aber auch die Spuren Gottes im Leben der Menschen und in der Natur entdeckt. Wir sagen Gott Dank für ihr Leben, für ihr Schaffen und Wirken. Wir sind dankbar für die Menschen, die sie begleitet haben auf ihrem Lebensweg und die ihr in Liebe und Treue nahe waren in den Tagen und Monaten ihrer Krankheit.

Wie wir an ihrem Geburtstag zusammen gebetet haben, daß Gottes Liebe und Vergebung niemals aufhören möchte, so tun wir es auch in dieser Stunde des Gedenkens für sie selbst und für ihre Stadt, für die sie zeitlebens leben und streben wollte und „der Stadt Bestes“ gesucht hat. Wohl gehört sie einer Generation an, die vergangen ist, ohne die aber die heutige nicht wäre. Gottes Liebe und Wahrheit umschließt die eine und die andere Generation; sie bleibe von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen